RÜCKZUG IN DIE UTOPIE

DAS SELBSTVERSTÄNDNIS DER KRITISCH-MARXISTISCHEN DDR-SCHRIFTSTELLER IM KONTEXT DER GESCHICHTLICHEN UND KULTURPOLITISCHEN EREIGNISSE IN DEN 60ER JAHREN - VERARBEITUNG UND DEUTUNG

eingereicht von Anja Klaus
am Institut für Kulturwissenschaften der Universität Leipzig

Gutachter:
Dr. Harald Homann und Prof. Dr. Ilse Nagelschmidt

Leipzig 2002

INHALT

EINLEITUNG **3**

METHODE UND GLIEDERUNG **5**

KAPITEL 1 - BEGRIFFSKLÄRUNGEN **8**

1. ZUM BEGRIFF DER GENERATION **8**

1.1. THEORETISCHE VORÜBERLEGUNGEN 8

1.2. GENERATIONSMODELLE IN DER DDR-FORSCHUNG 11

2. ZUM BEGRIFF GRUPPENBIOGRAFIE **17**

4. DER SCHRIFTSTELLER ALS „LITERARISCHE INTELLIGENZ“ **18**

3. ZUM BEGRIFF DDR-SCHRIFTSTELLER **20**

5. ZUM BEGRIFF SELBSTVERSTÄNDNIS **22**

KAPITEL 2 - ZUR STELLUNG DER SCHRIFTSTELLER IM POLITISCHEN SYSTEM DER DDR **24**

1. DAS BÜNDNIS VON LITERATUR UND POLITIK **24**

2. DER SCHRIFTSTELLERVERBAND **27**

3. ZENSUR **29**

4. DER SCHRIFTSTELLER ALS „MORALISCHE INSTANZ“ - DAS VERHÄLTNIS ZWISCHEN AUTOR UND LESER **33**

KAPITEL 3 - GRUPPENBIOGRAFIE **34**

1. ZUR VORGESCHICHTE: DIE ERFAHRUNGEN DER 40ER UND 50ER JAHRE **34**

1.1. GRÜNDUNGSMYTHOS UND „ANTIFASCHISMUS-FALLE“ 34

1.2. TAUWETTER, UNGARN-AUFSTAND UND KONTERREVOLUTION - DAS JAHR 1956 40

2. DIE 60ER JAHRE - DAS JAHRZEHNT ZWISCHEN MAUERBAU UND MACHTANTRITT HONECKERS **43**

2.1. DISZIPLINIERUNG UND REFORMBEMÜHUNGEN - DIE ZEIT ZWISCHEN 1961 UND 1965 **43**

2.1.1. DER MAUERBAU 43
2.1.2. GENERATIONSWECHSEL 46
2.1.3. BITTERFELDER WEG 47
2.1.4. DAS NEUE ÖKONOMISCHE SYSTEM DER PLANUNG UND LEITUNG (NÖSPL) 51
2.1.5. EMANZIPATIONSBESTREBUNGEN DER JUNGEN 54
2.2. KAHLSCHLAG - DAS 11. PLENUM DES ZK DER SED 1965 56
2.2.1 ZUM VORFELD 56
2.2.2. DAS PLENUM UND SEINE FOLGEN 59
2.3. RÜCKZUG UND VEREINZELUNG - DIE ZEIT NACH DEM 11. PLENUM 1965 BIS ZUM MACHTANTRITT HONECKERS 1971 64
2.3.1. WANDEL IM SELBSTVERSTÄNDNIS 64
2.3.2. DAS SCHICKSALSJAHR 1968 UND DIE AUSWIRKUNGEN 68
2.3.3. ZWISCHEN KONSENS UND WIDERSPRUCH 72

SCHLUSSBETRACHTUNG 75
LITERATURVERZEICHNIS 79

Einleitung

Wie sollte nach der Wiedervereinigung der vorwiegend antikommunistisch gesinnte deutsche Teilstaat mit dem Erbe und der Geschichte der DDR umgehen? Diese Frage interessierte zu Beginn der neunziger Jahre die Mehrheit der Bevölkerung überhaupt nicht, wohl aber die Intellektuellen. Was dominieren sollte, konnte nicht länger in der Schwebe gehalten werden. Eindeutige Stellungnahmen und Urteile waren gefordert. Damit war eine Auseinandersetzung zwischen den Intellektuellen aus den zwei verschiedenen, ja gegensätzlichen Systemen vorprogrammiert. Ausgetragen wurde sie als Literaturstreit.

Den äußeren Anlass hatte die Erzählung Christa Wolfs „Was bleibt" gegeben. Sie veröffentlichte 1990 ein überarbeitetes Manuskript aus dem Jahre 1979, worin sie einen Tag im Leben einer Schriftstellerin, die von der Staatssicherheit überwacht wird, beschreibt. Die darauf einsetzende Feuilleton-Attacke zielte über eine bloße Literaturkritik hinaus. Sie wollte Richtpunkte setzen, nicht nur für die Literatur, sondern für die allgemeine Diskussion. Marcel Reich-Ranicki hatte beispielsweise schon früh zum Ausdruck gebracht, was von Autoren wie Christa Wolf oder Stefan Heym verlangt werden müsse, nämlich das ausdrückliche Bekenntnis, dass die DDR im Vergleich zur BRD nicht der „bessere", sondern der „schlechtere Staat" gewesen sei. Es ging also längst nicht mehr um Literatur. Uwe Wittstock formulierte das Anliegen der Debatte denn auch unumwunden: „Es geht nicht um die Literatur, sondern um eine exemplarische Abrechnung mit exemplarischen Lebensläufen. Die Schriftsteller sind nur Stellvertreter."[1] Gestritten wurde neben der Frage nach dem ästhetischen Gehalt von DDR-Literatur besonders über die Gesinnung und intellektuelle Moral der Autoren, wobei an ihnen stellvertretend für die Allgemeinheit der ostdeutschen Intellektuellen ein Exempel statuiert wurde. Anders gesagt, die Denkweise dieser DDR-Schriftsteller, ihr eigenes politisches und kulturelles Selbstverständnis wurde zum Gegenstand der Kontroverse. Dabei zeigte sich, wie verschieden sich die Selbstdeutung deutscher Intellektueller in vierzig Jahren staatlicher Trennung entwickelt hatte. Der Streit kam über Vorwürfe, wie dem

[1]Wittstock, Uwe, Die Dichter und ihre Stellvertreter, in: Süddeutsche Zeitung vom 13./14. 10. 1990.

der „Gesinnungsästhetik“ und der verwerflichen „intellektuellen Moral“ der ostdeutschen Schriftsteller nicht hinaus und versandete schließlich. Die Chance, zu einem Verständnis der Denkstrukturen ostdeutscher Intellektueller zu kommen, wurde vertan.

Vierzig Jahre der staatlichen Trennung haben jedoch in beiden Teilen Deutschlands unterschiedliche Voraussetzungen für politische sowie persönliche Erfahrungen geschaffen, deren Auswirkungen wir heute immer noch spüren, solange Generationen, die in unterschiedlichen Gesellschafts- und Wertesystemen sozialisiert wurden, in einem Staat zusammenleben.

Im Rahmen einer kulturhistorischen Fragestellung sollte daher ein besonderes Interesse darin liegen, den Bedingungen zur Ausprägung bestimmter Denkstrukturen nachzuspüren: Wie und unter welchen (politischen, historischen, kulturellen und gesellschaftlichen) Voraussetzungen bildet sich ein Gruppen- und Generationsverständnis heraus und wie äußert es sich? Solchen Fragen widmet sich diese Arbeit und versucht damit, das entscheidende Manko der Intellektuellen-Debatte vom Anfang der 90er Jahre zu beheben. Da der Literaturstreit vor allem die Autorengeneration betraf, die seit den 60er Jahren bis zum Ende so nachdrücklich präsent gewesen war und das Bild von der literarischen Kultur auch außerhalb der DDR stark geprägt hatte, sollen hier die generationstypischen Erfahrungen dieser Generation in Form einer Gruppenbiografie aufgezeigt werden. Für die Ausprägung eines spezifischen Selbstverständnisses zeigten sich die Geschehnisse der 60er Jahre entscheidend. Hier entwickelten sich Denkstrukturen und Verhaltensweisen, die bis zum Untergang der DDR und darüber hinaus bestehen blieben.

Um zu einem gegenseitigen Verständnis im wiedervereinten Deutschland zu gelangen, ist es deshalb notwendig, auf die jeweiligen prägenden Erfahrungen der Gruppen und Generation einzugehen. Dieses scheint um so mehr von Nöten zu sein, als es den westdeutschen Intellektuellen kaum gelungen ist, über einen unhistorischen moralischen Rigorismus in der Beurteilung des Handels der DDR-Schriftsteller hinauszukommen.

Methode und Gliederung

Diese Arbeit widmet sich in Form einer Gruppenbiografie dem Selbstverständnis der DDR-Schriftsteller in den sechziger Jahren. Dabei bleibt der Begriff DDR-Schriftsteller problematisch und wird noch eingehend diskutiert werden. Zumindest stellt er jedoch eine sinnvolle Eingrenzung auf eine spezifische Gruppe dar, von der angenommen werden kann, dass sie zu einem ähnlichen Selbstverständnis gelangt ist, da sie unter überwiegend gleichen Bedingungen gelebt und gearbeitet hat.

Es zeigte sich für die Art der Fragestellung vorteilhaft, die Gruppenbiografie als Generationsanalyse anzulegen, da ich von der Annahme ausgehe, dass durch die Zugehörigkeit zu einer Generation das Selbstverständnis aufgrund gemeinsamer prägender Konstellationen im historischen Prozess entscheidend geformt wird. Verschiedene Generationen bilden so unterschiedliche Denkstrukturen aus. Daher wird sich diese Arbeit mit einer Generation befassen, die mehrheitlich um 1930 geboren, das kulturelle Leben der DDR entscheidend prägte und deren Angehörige heute als die wesentlichen Vertreter von DDR-Literatur gelten. Ihnen wird in der Regel ein kritisch-marxistisches Denken[2] zugeschrieben, das sich an der Kluft zwischen real existierendem Sozialismus und dem Anspruch der Utopie rieb. Sie kamen dadurch in ganz bestimmte Konflikte mit ihrem Staat und ihrem Gewissen. Diese Konfliktsituation erzwang immer wieder Reflexionen auf ihr eigenes Selbstverständnis, so dass die Selbstverortung im System Veränderungen erfuhr.

Im ersten theoretischen Teil dieser Arbeit werden die verwendeten Begriffe geklärt. Ausführlich werde ich auf den Begriff der Generation eingehen und einige Generationsmodelle vorstellen. Neben den Begriffen Gruppenbiografie, DDR-Schriftsteller und dem Begriff des Selbstverständnisses werde ich den Schriftsteller als literarische Intelligenz näher bestimmen. Der Begriff der Gruppenbiografie wird eng mit dem Begriff der Generation verknüpft und aus den theoretischen Überlegungen zur Generationsanalyse hergeleitet.

Anschließend folgen einige Überlegungen zur Stellung der Schriftsteller im politischen System der DDR. Hier werden grundsätzliche Fragen zu den Arbeits-

---

[2]Kritisch-marxistisches Denken meint hier ein Denken, das den klassischen Marxismus, insbesondere den humanistischen und utopischen Gehalt dieser Theorie gegen den Dogmatismus des real-existierenden Sozialismus zu verteidigen sucht.

und Lebensbedingungen ostdeutscher Schriftsteller geklärt. Neben den institutionellen Strukturen sollen auch das Verhältnis von Literatur und Politik sowie von Autor und Leser beleuchtet werden. Als besonders wichtig zur Ausprägung eines eigenen Verständnisses zeigten sich die restriktiven kulturpolitischen Forderungen des Staates, denen sich Schriftsteller der DDR ausgesetzt sahen. Literatur hatte im politischen System einen besonderen Stellenwert, da ihr in der marxistisch-leninistischen Weltanschauung eine spezielle politische Lenkungs- und Erziehungsfunktion zugeschrieben wurde. Daraus leitete sich für die meisten Autoren der DDR ein besonderes politisches Engagement ab, das als spezifisches Kennzeichen der DDR-Schriftsteller gilt. Ob dem so ist und wenn ja warum, wird diese Arbeit zeigen.

Nach diesen klärenden Ausführungen rekonstruiert das zentrale Kapitel 3 dieser Arbeit die Gruppenbiografie der Schriftstellergeneration für die 60er Jahre, genauer für den Zeitraum von 1961 bis 1971, vom Mauerbau bis zur Ablösung Ulbrichts durch Honecker. Dabei sollen im ersten Abschnitt die Sozialisationsbedingungen, die prägenden Erfahrungen und Ereignisse untersucht werden, die zur Ausbildung einer spezifischen Selbstdeutung der Autorengeneration führten. Der Hauptteil befasst sich dann eingehend mit den sechziger Jahren, mit Deutungen und Wertungen des historischen Prozesses und der eigenen Stellung darin. Wichtige Eckdaten sind der Mauerbau 1961, das 11. Plenum des ZK der SED und die Ereignisse des Prager Frühlings 1968; Ereignisse, die zu einem Wandel des bestehenden Selbstverständnisses führten und letztlich aus politisch engagierten Mitgliedern der sozialistischen Gesellschaft am Ende der 60er Jahre Einzelkämpfer machen sollten, welche sich auf einen ethischen Daseinsbeweis beschränkten.

Es soll das Spannungsfeld zwischen eigenen politischen Ansprüchen und denen der Kulturpolitik deutlich werden, der Widerspruch zwischen geschichtlichem Auftrag des Sozialismus und gesellschaftlicher Verpflichtung den Lesern gegenüber. Während die Schriftsteller in den Anfangsjahren der DDR der Propagierung des Sozialismus den Vorrang einräumten, emanzipierten sie sich im Laufe der 60er Jahre langsam von der älteren Führungsgarde des Staates und fühlten sich mehr und mehr ihrem Publikum und der Wahrheit verpflichtet. Die Emanzipationsbestrebungen dieser Generation hatten ihre Ursache in unterschiedlichen Vorstellungen von der Realisierung der gemeinsamen Utopie und führten schließlich zum Rückzug und zum

Bruch mit der Partei, jedoch nie zur Aufgabe der Idee des Sozialismus. Autoren, für die diese Konflikte in ihrer Arbeit und somit auch in ihrem Selbstverständnis keine Rolle spielten, werden in dieser Arbeit nicht berücksichtigt.

Rekonstruiert wird die Gruppenbiografie hauptsächlich anhand von (auto)biografischem Material aus Memoiren, Tagebüchern, Briefwechseln, Essays, Interviews oder Erinnerungsschriften.

Kapitel 1 - Begriffsklärungen

1. Zum Begriff der Generation

1.1. Theoretische Vorüberlegungen

Wann immer Journalisten versuchen ein massenhaftes Phänomen, welches ganze Jahrgänge betrifft, zu kennzeichnen, greifen sie häufig zu dem Begriff der Generation. So wuchern auf dem Medienmarkt im Jahrestakt neben fest etablierten Bezeichnungen wie der 68er Generation immer neue „Generations-Phänomene", wie zuletzt die „Generation Golf", die „Generation@" oder die „Generation der Zonenkinder". Doch nicht nur journalistischer Tüchtigkeit verdankt sich ein solch inflationärer Gebrauch dieser Vokabel, auch einzelne Personengruppen nutzen mehr und mehr diesen Begriff zur Markierung einer Differenz (Selbstbezeichnung und Abgrenzung) gegenüber anderen Jahrgängen (*„Ein Lied mehr zur Lage der Nation und zur Degeneration meiner Generation"* - Tocotronic, *„Every generation got it's own desease"* - Fury in the Slaughterhouse, *„My generation"* - The Who etc.[3]). Eine solche „lockere" Verwendung als Etikettierung einer Zeit und ihrer Träger erschwert allerdings die Nutzung der Generationsanalyse für die Forschung, denn scheinbar wird für fast jeden ein Generationszusammenhang erkennbar.

Eine Generation muss sich aber als solche erst einmal selbst verstehen und definieren. Sie muss aus dem bloßen Zusammenhang des gemeinsamen oder nahe beieinander liegenden Geburtenjahrgangs heraustreten. Das Selbstverständnis eines Generationszusammenhangs bestimmt sich laut Werner Brettschneider „über das den gleichzeitig Schaffenden Gemeinsame"[4]. Das Gemeinsame ergibt sich aus gleich oder ähnlich bestimmten Voraussetzungen, aus gleich oder ähnlich gestellten Problemen und ist Ausdruck einer gleich oder ähnlich geschichtlichen Struktur komplexer Art, der die Glieder einer Generationsgemeinschaft verhaftet sind. Der Generationszusammenhang bezieht sich also weniger auf individuelle Lösungen als

---

[3]Das sind einige Beispiele von Rockbands, die für die Verwendung des Begriffes innerhalb der Jugendkultur stehen.

[4]Brettschneider, Werner, Zwischen literarischer Autonomie und Staatsdienst. Die Literatur in der DDR, Berlin 1990, S. 39.

auf die überindividuellen Aufgaben, vor die sich eine bestimmte Generation gestellt sieht.[5]

Neben dem umgangssprachlichen Gebrauch des Begriffes Generation gibt es auch theoretische Bemühungen, die Kriterien und Prinzipien der Rekonstruierung von Generationen zu diskutieren und zu konkretisieren. Im Folgenden werde ich kurz auf die soziologischen Ansätze dazu von Karl Mannheim, Kurt Lüscher und Heinz Bude eingehen.

Der erste Versuch den Begriff der Generation für die Wissenschaft fruchtbar zu machen, ging von Karl Mannheim aus. Er formulierte in seinem Aufsatz „Das Problem der Generationen“ (1928/29) die These, dass die „Geburtenjahrgänge“ Individuen in einen bestimmten gesellschaftlich-historischen Lebensraum versetzen, was eine „spezifische Art des Eingreifens in den historischen Prozeß“[6] nahelegt. „Die Träger eines jeweiligen Generationszusammenhanges“ partizipieren an einem zeitlich „umgrenzten Abschnitt des Geschichtsprozesses“, wobei es sich „um ein potentielle Partizipation an gemeinsam verbindenden Ereignissen und Erlebnisgehalten handelt“.[7] Es bildet sich in der Jugend ein „natürliches Weltbild“, an dem sich jede spätere Erfahrung als Bestätigung oder Antithese misst.

Kurt Lüscher betont neben dem gemeinsamen Eintrittsalter und den gemeinsamen Erfahrungen die „generationsspezifischen Perspektiven“ als Weltanschauungen, die „die Orientierung des Handelns organisieren“[8]. Nach Lüscher verhalten sich Individuen als Angehörige von Generationen, „wenn und insoweit sie ihr Handeln an Perspektiven orientieren, die sich auf ihre Zugehörigkeit zu „Altersgruppen“ (oder Beitrittsgruppen) in der Familie, der Gesellschaft und weiteren sozialen Systemen beziehen“[9].

Für Heinz Bude macht die Zugehörigkeit des Einzelnen zu einem kollektiven Erfahrungsbezug eine Generation aus. Eine Generation äußert sich dabei als

---

[5]Vgl. ebd.

[6]Mannheim, Karl, Das Problem der Generation, in: Friedeburg, Ludwig von (Hg.), Jugend in der modernen Gesellschaft, 6. Aufl., Köln/Berlin 1969, S. 36.

[7]Ebd., S. 40

[8]Lüscher, Kurt, Generationsbeziehungen - Neue Zugänge zu einem alten Thema, in: Ders./Schultheis, Franz, Generationsbeziehungen in postmodernen Gesellschaften, Konstanz 1993, S. 19.

[9]Ebd., S. 20

„Orientierung im Fluß der Geschichte“ in einem „Wir-Gefühl“ in Form von Zuspruch oder Abgrenzung.[10] Der Einzelne gewinnt über den Bezug auf die sozialisierten Eindrucks- und Wirkungserlebnisse seiner Altersgruppe und ihrer „gleichartigen Betroffenheit durch eine einzigartige historische Konstellation“[11] ein eigenes Selbstverständnis.

Alle drei Ansätze binden den Begriff der Generation an einen gemeinsamen Deutungshorizont, der in einer einmaligen historischen Konstellation eingebettet ist. Diese Überlegung ist für die vorliegende Arbeit von besonderer Bedeutung, soll sie doch das Selbstverständnis einer Schriftstellergeneration in einem bestimmten historischen Abschnitt beschreiben.

Aus diesen theoretischen Vorüberlegungen entnehme ich für meine eigene Untersuchung den Begriff des Generationszusammenhangs, der sich aus einem „Wir-Gefühl“ der Beteiligten speist, einem „Wir-Gefühl“, welches sich angesichts gleicher oder ähnlicher historischer Erfahrungen ergibt. Deshalb ist anzunehmen, dass sich das Selbstverständnis einer einzigen Schriftsteller-Generation, deren „Wir-Gefühl“ noch durch die Zugehörigkeit zu einer gemeinsamen sozialen Stellung potenziert wird, unter ähnlichen Bedingungen ähnlich konstituiert. Jenen hypothetischen Gemeinsamkeiten wird diese Arbeit nachspüren. Dabei wird angenommen, dass die Prägung eines spezifischen Selbstverständnisses der DDR-Schriftsteller über Erlebnisse und Erfahrungen im historischen Prozess sowie durch erzieherische Maßnahmen des Staates vor allem mittels eines politisches Diskurses erfolgte.

Die historische bzw. kulturhistorische Forschung zu Ostdeutschland hat verschiedene Generationseinteilungen vorgenommen, die sich auf die Darstellung der politischen Verhältnisse und auf Phasen der DDR-Geschichte beziehen. Diesen Generationsmodellen widmet sich das anschließende Kapitel.

---

[10]Vgl. Bude, Heinz, Die biographische Relevanz der Generation, in: Kohli, Martin/Syzdlik, Marc (Hg.), Generationen in Familie und Gesellschaft, Opladen 2000, S. 25.

[11]Ebd., S. 20, vgl. auch Bude, Heinz, Qualitative Generationsforschung, in: Flick, Uwe (Hg.), Qualitative Forschung, Reinbek bei Hamburg 2000, S. 187.

1.2. Generationsmodelle in der DDR-Forschung

Nach dem zweiten Weltkrieg wurde die deutsche Kultur in zwei politische Systeme geteilt. Die Bundesrepublik Deutschland wurde im weiteren Verlauf der nächsten Jahrzehnte im westlich-demokratischen Verständnis geformt. Anders die Deutsche Demokratische Republik. Sie versuchte sich mit anderen osteuropäischen Staaten unter der Führungsposition der Sowjetunion am Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft. Innerhalb der vierzigjährigen deutschen Teilung kam es so zu einer eigenständigen Entwicklung in den beiden deutschen Staaten, die durch spezifische Erfahrungen und Ereignisse gekennzeichnet ist. Die Anfangsjahre der DDR waren vor allem durch den sozialistischen Aufbau, Planwirtschaft und durch die Entstehung der Schwerindustrie geprägt. Die staatsideologische Ausrichtung auf einen starren Marxismus-Leninismus erzeugte eine starke Politisierung aller Lebensbereiche. Das Kollektiv besaß in der DDR höchste Priorität. Die Freiheit des Einzelnen war, nach einem sozialistischen Verständnis, nur innerhalb der sozialistischen Gemeinschaft zu erreichen. Individualismus war unerwünscht und wurde in der Regel sanktioniert.

Die Bevölkerung in der DDR war somit anderen historischen Bedingungen ausgesetzt, die zu anderen Selbstverständnissen führten. Unterschiedliche Ereignisse rufen auch unterschiedliche Verarbeitungsstrategien hervor. Darauf lassen sich wohl die Differenzen von Ost- und Westdeutschen, die nach der Wende besonders deutlich zu Tage traten, zurückführen. An ihnen rieb sich die öffentliche Intellektuellen-Debatte im Literaturstreit.

Die Darstellung der politischen Geschichte der DDR wurde in der Forschung von unterschiedlichen Autoren unter verschiedenen Perspektiven vorgenommen. Die Generationsmodelle zu Ostdeutschland beziehen sich auf Darstellungen der politischen Verhältnisse und Phasen der DDR-Geschichte, in denen die einzelnen Generationen agierten. So stellt Hermann Weber die Geschichte der DDR in fünf Phasen vor, die ungefähr die einzelnen Jahrzehnte umreißen.[12] Sigrid Meuschel dagegen teilt die Entwicklung der DDR in drei Abschnitte ein: der antifaschistische Stalinismus der 50er/60er Jahre, die „Legitimation durch Reform“ der 70er Jahre und

[12]Vgl. Weber, Hermann, Geschichte der DDR, München 1989.

die abschließende „Finalitätskrise“ der 80er Jahre.[13] Bei Kurt Mühler und Reinhard Wippler findet sich eine ähnliche Aufteilung: die erste Phase von 1949 bis 1961 umfasst die Jahre von der Staatsgründung bis zum Mauerbau, die zweite Phase reicht vom Mauerbau 1961 bis zum Ende der Ulbricht-Ära 1971 und die dritte Phase beginnt mit der Machtübernahme Honeckers 1971 und endet mit dem Zusammenbruch der DDR.[14] Wie in der Gliederung zu meiner Arbeit bereits dargestellt, schließe ich mich der Auffassung von Mühler/Wippler an. Für den von ihnen als zweite Phase benannten Zeitraum wird die Gruppenbiografie der DDR-Schriftsteller entwickelt.

Im Folgenden werden einige Ansätze zur Bindung an die DDR aus generationstypischen Erfahrungen vorgestellt. Grundsätzlich gibt es zwei Möglichkeiten, eine Einteilung in Generationen vorzunehmen: eine chronologische Einteilung, wie sie etwa Helmut Zwahr[15] vornimmt und eine Einteilung, die sich an geschichtlichen Veränderungen und damit an möglichen Erfahrungen der einzelnen Generationen orientiert, so zu finden bei Wolfgang Engler[16], Rainer Land/Ralf Possekel[17] und Dieter Hensing[18].

Zwahr unterteilt die Geburtenjahrgänge nach Jahrzehnten. Eine solche Eingrenzung der Generationen in zehnjährige Zeiträume, bedeutet aber, einen rein formalen Rahmen zur Beschreibung der Geburtenjahrgänge zu nutzen, eine Einteilung also, die nicht von tatsächlichen historischen Ereignissen und Veränderungen ausgeht.

---

[13]Vgl. Meuschel, Sigrid, Legitimation und Parteiherrschaft in der DDR. Zum Paradox von Stabilität und Revolution in der Geschichte der DDR von 1945-1989, Frankfurt/M. 1992.

[14]Vgl. Mühler, Kurt/Wippler, Reinhard, Die Vorgeschichte der Wende in der DDR, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 45 (1993), S. 691-711.

[15]Zwahr, Helmut, Umbruch durch Ausbruch und Aufbruch, in: Kaelble, Hartmut/Kocka, Jürgen/Ders., Sozialgeschichte der DDR, Stuttgart 1994, S. 426-468. Vgl. auch Brettschneider, Autonomie und Staatsdienst. Auch bei Brettschneider findet sich eine rein formale Einteilung der Geburtenjahrgänge. Hier umfasst eine Generation jeweils zwanzig Jahre. Brettschneider beginnt mit der Altersgruppe zwischen 1880 und 1900 Geborener.

[16]Engler, Wolfgang, Die Ostdeutschen. Kunde von einem verlorenen Land, Berlin 1999.

[17]Land, Rainer/Possekel, Ralf, Namenlose Stimmen waren uns voraus. Politische Diskurse von Intellektuellen in der DDR, Bochum 1994.

[18]Hensing, Dieter, „Die Hoffnung lag im Weg wie eine Falle“. Schriftsteller der DDR unterwegs zwischen Konsens und Widerspruch, Konstellationen und Beispiele von den fünfziger bis in die neunziger Jahre, Amsterdam 2000.

Bei Wolfgang Engler findet sich eine Unterteilung in drei politische Generationen der DDR. Die erste politische Generation ist sehr weit gefasst und umfasst die Altersgruppen der um 1900 Geborenen. Engler umschreibt sie mit dem Begriff der „Alten Garde“. Sie kamen in ihrer Jugendzeit mit den Klassenkämpfen der späten Weimarer Republik in Berührung und engagierten sich in der kommunistischen Bewegung. Diese Generation hatte während des Zweiten Weltkrieges ihre politische Zuverlässigkeit unter Beweis gestellt und war später maßgeblich am Aufbau der DDR-Gesellschaft beteiligt. Ihre Erfahrungen waren derart einschneidend und existentiell prägend, dass sie die große altersmäßige Streuung aufwogen und einen gemeinsamen Typus schufen.[19] Sie stellte die Reihen der politischen Führer und Funktionäre in der DDR und lenkte die politische Ausrichtung bis zum Zusammenbruch 1989 mit.[20] Mit dieser Generation musste sich jede weitere auseinandersetzen. Sie bestimmte das öffentliche und im Selbstverständnis des Sozialismus einen Teil des Privatlebens.

Die zweite politische Generation, die im Mittelpunkt dieser Arbeit steht, weist dagegen nur eine geringe Spannweite auf und wurde um 1930 geboren. Ihnen schreibt Engler ein übersteigertes Schuldgefühl zu, da sie sich aus Altersgründen nicht am aktiven Kampf gegen Hitler beteiligen konnten. Sie wollten die Schmach der Elterngeneration durch vermehrte Anstrengungen für die neue Ordnung tilgen. Sie blickten zu den Altkommunisten auf, wurden durch sie jedoch stets an ihre Schuld erinnert.

Die späten 40er und frühen 50er Jahre erlebten sie als „kollektiven Bildungsroman“.[21] Als diese Generation ihre Ausbildung beendet und eine erste Probe ihres Könnens geliefert hatte, läutete die Führung Ende der 50er Jahre eine Periode von Reformen und Experimenten ein. Diese Generation betrat Anfang der 60er Jahre die öffentliche Bühne in genau dem Moment und Alter, in dem sie erfahren genug war, eigene Ansprüche formulieren zu können - ein Moment, in dem sie noch überzeugt war, dass ihre Mithilfe am gesellschaftlichen Umbruch erwünscht

---

[19]Vgl. Engler, Wolfgang, Die Ostdeutschen, S. 320. Diese Generation umfasst bei Engler die Altersgruppen von 1880 bis 1920.

[20]So fanden sich im Politbüro auch 1989 noch Mitglieder dieser „Alten Garde“, wie H. Axen, E. Honecker, W. Stoph, H. Sindermann, E. Mielke, K. Hager.

[21]Engler, Wolfgang, Die Ostdeutschen, S. 321.

war. So wurde für diese Generation die Vorstellung von gesellschaftlichen Veränderungen, von Reform- und Verbesserungen im Sozialismus zum „ureigensten Projekt“[22]. Als politische Ziehkinder der Altkommunisten versuchten sie sich in den 60er Jahren aus deren Vormundschaft zu befreien. Engler versteht die 60er Jahre für diese Generation als „kollektiven Emanzipationsprozess“[23].

Die dritte politische Generation wurde laut Englers Unterteilung nach 1940 geboren. Sie übernahm Ende der 60er Jahre das politische Handeln, nachdem die zweite Generation ihr politisches Engagement langsam reduzierte. Die Jungen knüpften dabei an die moralische Autonomie und Erweiterung der geistigen Horizonte an, für die sich die zweite politische Generation in den 60er Jahren eingesetzte hatte, nicht aber an die Privatisierung und Vereinzelung der Älteren, die eine Folge der Disziplinierungs-versuche der 60er Jahre waren.[24]

Rainer Land und Ralf Possekel legen in ihrer Studie zu den Intellektuellen aus der DDR eine Generationseinteilung vor, die an den politischen Diskursen der Beteiligten orientiert ist. Ihre Studie basiert auf Material aus Interviews, Büchern und anderen Schriften. Die Unterscheidung der einzelnen Generationen wird dabei anhand der Abgrenzungen innerhalb der untersuchten Erzählungen der Intellektuellen vorgenommen. Das Selbstverständnis einer Generation, Land und Possekel sprechen von der „überindividuellen Identität“ einer Altersgruppe, bildet sich aus den erzählten Geschichten eines Diskurses in der Auseinandersetzung mit gegebenen Ereignissen und den früheren Diskursen. Die Rolle der Intellektuellen liegt dabei in der Fortführung der bestehenden Diskurse und in dem Bemühen, neue Diskurse anzuregen.

Die Autoren gehen in ihrem Buch auf zwei politische Diskurssphären ein: der Diskurs im Umfeld der Staatspartei und die Diskurse im bürgerlichen Feld. Für die vorliegende Arbeit sind die drei verschiedenen Diskurse interessant, die die Autoren innerhalb des ersten Umfeldes ausmachen konnten: der Diskurs der „Altkommunisten“, der Diskurs der „Aufbaugeneration“ und der „konspirative Avantgardismus“ der letzten „SED-Reformergeneration“.

---

[22]Ebd.

[23]Ebd., S. 322.

[24]Ebd., S. 328.

Der Diskurs der Altkommunisten ist durch vier entscheidende Erfahrungen geprägt: durch den Klassenkampf in der Endphase der Weimarer Republik, den antifaschistischen Widerstand, die stalinistische Repression und den Aufbau des Sozialismus.[25]

Die sinnvermittelnden Erzählungen der Aufbaugeneration gruppieren sich weitgehend um den Staatsaufbau. Sie ist bemüht, ihre Vergangenheit im Dritten Reich, das Erlebnis von Hitlerjugend und Krieg zu verschweigen. Durch die „alten Genossen“ wird dieser Generation der Weg in den neuen Staat geebnet. Die Älteren bieten den Jüngeren im Umfeld der SED einen Orientierungsrahmen. Der Neuanfang nach 1945 erscheint der Aufbaugeneration als Erlösung aber auch als Verpflichtung. Sie begreift ihren individuellen Aufstieg „als Moment einer einmaligen, historisch legitimierten Umwälzung“[26]. Allerdings tritt diese Generation mit einem Schuldbewusstsein gegenüber den Älteren an, von welchem sie sich nie befreien konnte. Ein Bewusstsein, das gekoppelt war mit dem Wunsch, die Schuld durch besonderen Einsatz und durch besondere Pflichttreue gegenüber dem Staat abzuarbeiten. Die Jungen wollten mit ganzer Überzeugung und allen Kräften eine bessere Gesellschaft mitgestalten.

Auch für Land und Possekel sind die 60er Jahre für diese Generation entscheidend. Die 60er Jahre waren für die Aufbaugeneration durch Emanzipationsbestrebungen von den Alten und durch die Suche nach neuen Herangehensweisen gekennzeichnet. Die Jungen hatten sich aktiv an den Reformversuchen nach dem Mauerbau beteiligt und versuchten als „sachkundige Macher“ die politische Praxis zu ändern. Nachdem der Versuch endgültig mit dem Machtantritt Honeckers scheiterte, trennten sich die Wege dieser Generation. Die ihr Angehörigen zogen sich zurück, gingen in den Westen oder wurden zum Schweigen verurteilt.[27]

Die Intellektuellen des „konspirativen Avantgardismus“ wurden ausschließlich in der DDR sozialisiert. Die „neue Macht“ war für sie Realität, in die sie hineingeboren wurden. „Das Grunderlebnis dieser Generation war das Auseinanderklaffen von Idealen und Wirklichkeit.“[28] Sie betraten Ende der 60er Jahre die politische Bühne.

---

[25]Land/Possekel, Namenlose Stimmen, S. 29.

[26]Ebd., S. 34.

[27]Vgl. ebd., S. 33-36.

[28]Ebd., S. 37.

Dieter Hensing macht in seiner Untersuchung über DDR-Schriftsteller folgende Generationsfolge aus: die älteste Generation der „Gründerväter der DDR“, eine zweite oder mittlere Generation, geboren ab Ende der 20er Jahre, eine Zwischengeneration, geboren um 1940, die sich ab Ende der 60er Jahre zu Wort meldete und eine jüngere Generation, geboren ab Mitte der 50er Jahre, die in den 70er Jahren das politische Handeln übernahm.

Die älteste Generation der „Gründerväter“ zeichnet sich nach Hensing zumindest in den Anfangsjahren durch „*Übereinstimmung* mit Partei und Staat der DDR“[29] aus. Viele von ihnen waren in den 20er und 30er Jahren Kommunisten und Sozialisten gewesen, die aus dem Exil zurückgekehrt, am Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft mithelfen wollten. Sie verbanden mit dem „Projekt Sozialismus“ eine „geschichtliche Mission“[30].

Für die darauf folgende zweite oder mittlere Generation von DDR-Schriftstellern ermittelt Hensing „alles in allem *keinen grundsätzlichen Widerspruch* zwischen ihrer persönlichen Überzeugung, der ihnen auferlegten Aufgabe und der allgemeinen Entwicklung der Gesellschaft [...], wenngleich es ernste Krisen gab“.[31] Nach Hensing versuchten beide Seiten, Partei und Schriftsteller, den Bruch so lange wie möglich zu vermeiden, da sie meinten, am selben Strang zu ziehen.

Die folgenden Generationen hatten entweder den Sozialismus in seiner „optimistischen Aufbruchsphase“ nicht mehr erlebt oder waren mitten in die „sich hinschleppende Krise einer stagnierenden und sich eher rückläufig entwickelnden [...] ‘Übergangsgesellschaft’ “[32] hineingeboren. Der letzten Generation schreibt Hensing aus diesen Gründen eine distanzierte politische wie literarische Haltung zu.

Ich beziehe mich in der Gruppenbiografie auf die Generation der DDR-Autoren, die zwischen Ende der 20er bis Ende der 30er Jahre geboren wurden.[33] Sie gehören

---

[29]Hensing, Hoffnung, S. 14 [Hervorhebung im Original].

[30]Ebd.

[31]Ebd., S. 15 [Hervorhebung im Original].

[32]Ebd., S. 18.

[33]Zu den von mir untersuchten Autoren dieser Generation zählen: Christa Wolf (1929), Heiner Müller (1929-1995), Brigitte Reimann (1933-1973), Günter de Bruyn (1926), Günter Kunert (1929), Ulrich Plenzdorf (1934), Sarah Kirsch (1935), Hermann Kant (1926), Erich Loest (1926), Jurek Becker (1937), Wolf Biermann (1936), Hans-Joachim Schädlich (1935), Karl Heinz Jakobs (1929), Klaus Schlesinger (1937), Heinz Kahlau (1931), Rainer Kunze (1934), Volker Braun (1939).

demnach zur zweiten politischen Generation, wie sie bei Engler vorgestellt wurde, zur Aufbaugeneration in der Unterteilung von Land und Possekel bzw. zur zweiten mittleren Generation bei Hensing. In allen drei Darlegungen werden die 60er Jahre für diese Generation als besonders wichtig herausgestellt, da diese Generation in den 60er Jahren begann, das kulturelle Leben der DDR mitzubestimmen und aus dem Schatten der Älteren trat. Durch die kulturpolitischen und historischen Entwicklungen in den 60er Jahren wandelte sich das Selbstverständnis jener Autorengeneration. Diese Wandlung werde ich in der Gruppenbiografie nachzeichnen.

2. Zum Begriff Gruppenbiografie

Die Gruppenbiografie wird in dieser Arbeit für die Generation der DDR-Schriftsteller entwickelt, die zwischen Ende der 20er bis Ende der 30er Jahre geboren worden sind. Die Gruppe bildet sich aus dem Generationszusammenhang und der gleichen Berufszugehörigkeit. Daraus lässt sich auf eine ähnliche soziale und politische Stellung dieser Schriftsteller als Angehörige der „literarischen Intelligenz“ im gesellschaftlichen System der DDR schließen.

Es geht darum, in der Biografie dieser Gruppe das Verbindende herauszuarbeiten, das diese Schriftsteller durch ähnliche Erfahrungen im historischen Prozess zu einem gemeinsamen Selbstverständnis kommen ließ. Die Lebensläufe dieser Schriftsteller werden auf die Bedingungen und Voraussetzungen hin, unter denen sich ein spezifisches Selbstverständnis entwickelte, untersucht. Es soll gezeigt werden, wie die politischen und kulturellen Ereignisse der 60er Jahre im Deutungsbild dieses Selbstverständnisses gewertet wurden und welche Wandlungen es aufgrund jener Erfahrungen erfuhr.

Diese Generation von DDR-Intellektuellen ist in der Literatur bereits als gemeinsam agierend verstanden wurden. Durch die gemeinsame Partizipation am geschichtlichen Prozess kann von einer „kollektiven Biografie“ gesprochen werden.[34]

---

[34]Vgl. Engler, Wolfgang, Strafgericht über die Moderne - Das 11. Plenum im historischen Rückblick, in: Agde, Günter (Hg.), Kahlschlag. Das 11.Plenum des ZK der SED 1965, Studien und Dokumente, Berlin 2000, S. 16-36. Engler spricht hier von der „kollektiven Biographie der 65 Geschlagenden“.

Auch die Beteiligten selbst haben sich als Angehörige einer Generation begriffen, deren Biografien große Ähnlichkeiten aufweisen.[35] Gerade Schriftstellern kommt dabei durch ihre spezifische Bearbeitung der gemeinsamen Erfahrungen eine besondere Bedeutung zu. Sie haben versucht, den „überindividuellen Gemeinsamkeiten“ ihrer Generation in ihren Büchern Rechnung zu tragen. Hier wird der Schriftsteller zum Stellvertreter „exemplarischer Lebensläufe“.

4. Der Schriftsteller als „literarische Intelligenz“

Es gibt zahlreiche Theorien und Meinungen darüber, was ein Intellektueller ist und wie er sein sollte. All die unterschiedlichen Ansätze drehen sich letztlich um die Frage, welche politischen Eingriffsmöglichkeiten der auf die Wahrung seiner Autonomie bedachte Intellektuelle hat. Stellvertretend werden hier kurz die Auffassungen von Edward W. Said und Pierre Bourdieu vorgestellt.

Said bestimmt die Aufgabe der Intellektuellen folgendermaßen: Sie hätten kritisch und destruktiv zu sein. Was es diejenigen, die sich dazu zählen auch koste, ihre Funktion bestünde darin, gegen das „Herdendenken“ anzugehen. „Im Grunde ist der Intellektuelle in dem von mir gemeinten Wortsinne weder Friedensstifter noch Vermittler, sondern jemand, dessen ganzes Wesen auf einer kritischen Geisteshaltung beruht, einer Geisteshaltung, die nicht gewillt ist, gängige Formeln oder Klischees, geschweige denn die glatten, stets so entgegenkommenden Formulierungen und Gesten der Mächtigen und Erfolgreichen zu akzeptieren.“[36]

Dagegen schlägt Bourdieu eine Brücke zum eingreifenden politischen Denken. Anders als bei Said müssen Autonomie des Intellektuellen und Ablehnung von Politik nicht identisch sein. Bourdieus Definition, die er für die Intellektuellen vorschlägt, lautet: „Der Intellektuelle ist ein bidimensionales Wesen. Um den Namen Intellektueller zu verdienen, muß ein Kulturproduzent zwei Voraussetzungen

---

[35]Vgl. Wolf, Christa, Erfahrungsmuster. Diskussion zu „Kindheitsmuster“, in: Dies., Die Dimension des Autors. Essays und Aufsätze, Reden und Gespräche 1959-1985, 2. Aufl., Bd. 2, Berlin/Weimar 1989, S. 350-387. In diesem Interview von 1975 spricht C. Wolf mehrmals von den gemeinsamen Erfahrungen ihrer Generation und bezieht sich dabei auf die Vergangenheit in der NS-Zeit, die ein spezifisches „Kindheitsmuster“ prägten, welches sie im gleichnamigen Roman beschreibt. Sie konstatiert für ihre Generation eine “mehrmals gebrochene Biographie“.

[36]Said, Edward W., Götter, die keine sind, Berlin 1997, S. 29/30.

erfüllen: zum einen muß er einer intellektuell autonomen, d.h. von religiösen, politischen, ökonomischen usf. Mächten unabhängigen Welt (einem Feld) angehören und deren besondere Grenze respektieren; zum anderen muß er in eine politische Aktion, die in jedem Fall außerhalb des intellektuellen Feldes in engerem Sinne stattfindet, seine spezifische Kompetenz und Autorität einbringen, die er innerhalb des intellektuellen Feldes erworben hat.“[37] Die Intellektuellen, die sich durch ihre Kompetenz und Universalität eine moralische, gesellschaftliche Autorität erworben haben, sollten dieses Potenzial auch im politischen Bereich einsetzen. So bringt Bourdieu die „Reinheit“ des Wissens mit dem „Engagement“ zusammen.

Schon aus diesen beiden Definitionen lassen sich die Schwierigkeiten, vor denen die Intellektuellen stehen, ablesen. Frei von ideologischen Bindungen sollen sie sein, und sich gleichzeitig aus einer solchen Position heraus engagieren. Das sind nun freilich zwei Forderungen, die schlecht zusammen gehen. Denn der engagierte Intellektuelle wird sich den sozialen Bewegungen und den breitesten Lösungen seiner Zeit nicht entziehen können und diese sind immer irgend politisch und ideologisch ausgerichtet. Die Schwierigkeit zu einer klaren Definition zu kommen, besteht vor allem darin, dass die Intellektuellen keine eigene Schicht bilden, sondern aus verschiedenen Gruppierungen zusammengesetzt sind, die in ihrer gesellschaftlichen Funktion stark von einander abweichen. Aus diesem Grund ist es notwendig, den jeweiligen Typus zu erfassen und seine spezifische Funktion zu beschreiben, die ihm innerhalb der Gesellschaft zukommt.

Der Typus des literarischen Intellektuellen rekrutiert sich vor allem aus Dichtern, Publizisten, Philosophen und Literaturwissenschaftlern, ist aber nicht an diese Berufe gebunden. Für die literarische Intelligenz ist entscheidend, was sie mit ihrer Arbeit in der Öffentlichkeit bewirkt. Dabei geht es nicht nur um die Kunst, mit dem Wort umzugehen, sondern um das Anliegen, mit dem sie sich an ihr Publikum wendet. Werner Mittenzwei meint, man könne „den literarischen Intellektuellen als einen Signalisten der Gefühls- und Gedankenwelt von Menschen, des Mentalitätspotenzials einer Nation, Klasse oder sozialen Gruppe bezeichnen“[38]. So wird der Intellektuelle zu einer „repräsentativen Gestalt“. Diese Repräsentationsfunktion ist insofern

---

[37]Bourdieu, Pierre, Die Intellektuellen und die Macht, Hamburg 1991, S. 42.

[38]Mittenzwei, Werner, Die Intellektuellen. Literatur und Politik in Ostdeutschland 1945-2000, Leipzig 2001, S. 18/19.

wichtig, weil sie in der Öffentlichkeit wahrgenommen wird und sowohl Verbindlichkeiten als auch Risikobereitschaft einschließt.[39] Der Intellektuelle sollte nach Said jemand sein, der der Meinung ist, dass man als denkendes Mitglied einer Gesellschaft das Recht hat, moralische Anliegen zur Sprache zu bringen.[40] Dieser Typus, ob er will oder nicht, mischt sich ein, modelliert am kollektiven Gedächtnis, an der öffentlichen Meinung. Die Öffentlichkeit ist das Feld, auf dem er als einzelner bestehen muss. Dieses öffentliche Feld ist nach Bourdieu die Domäne derer, die es drängt, sich in die Vorgänge der Welt einzumischen, weil sie glauben, etwas entdeckt zu haben, was nicht so sein sollte.[41]

Rainer Lepsius und Werner Jäger ziehen aus ihren Untersuchungen den Schluss, in Bezug auf die DDR nicht von Intellektuellen, sondern von Intelligenz zu sprechen.[42] Allein schon aufgrund ihrer Parteinahme für die sozialistische Utopie hätten sich die Schriftsteller und Geisteswissenschaftler der DDR außerhalb der intellektuellen Tradition gestellt. Ihr Engagement für eine Partei setze sie prinzipiell von zwei Seiten her dem Verdacht aus, ihre universellen Ideale zu verraten. Der Kritiker zerstöre eben jene Freiheit, die er in dogmatischer Verblendung einer absoluten „Teilethik“ zu schützen meine, ferner verrate er seine Ideale notwendigerweise, wenn er versuche, ihnen die erstrebte Geltung durch politische Macht zu verschaffen.

In diesen Ausführungen werden die Probleme der DDR-Schriftsteller bereits deutlich. Zwischen politisch-gesellschaftlichem Engagement und kritischer Distanz zur Partei blieb der Kampf um die eigene Autonomie in der DDR ein schwieriges Unterfangen.

3. Zum Begriff DDR-Schriftsteller

Der Begriff des DDR-Schriftstellers ist ohne nähere Erläuterung problematisch. Zum einen sind viele Autoren, die heute als die wichtigen Vertreter von DDR-Literatur gelten, nicht in der DDR geboren. Sie verlebten ihre Kindheit im Dritten Reich.

---

[39]Vgl. Said, Götter, S. 18.

[40]Ebd., S. 92.

[41]Vgl. Bourdieu, Intellektuellen, S. 52.

Auch noch lange Zeit nach der Gründung der beiden deutschen Teilstaaten gingen viele Autoren von einem zumindest kulturell geeinten Deutschland aus. Diese Vorstellung wurde im Zuge des sich verschärfenden Kalten Krieges sukzessive aufgegeben und wich spätestens ab 1966/67 mit dem Antritt der großen Koalition in der BRD einer forcierten Abgrenzungspolitik gegen jedes gesamtdeutsche Bewusstsein. Die ohnehin schwer realisierbare Wiedervereinigung wurde ab diesem Zeitpunkt endgültig als politische Zielvorstellung aufgegeben. Von da an gab es keine „deutsche Literatur" und keine „deutsche Wissenschaft" mehr. Die Vorstellung einer einheitlichen Nation wich zugunsten der Idee von zwei deutschen Nationen. Spätestens jetzt war die Spaltung der deutschen Kultur besiegelt.[43] Zu fragen ist somit, ab welchem Zeitpunkt von Autoren gesprochen werden kann, die sich selbst als Schriftsteller der DDR verstanden haben.

Zum anderen bleibt auch die Einteilung nach Schriftstellern, die in der DDR gelebt haben, schwierig, da viele Autoren nicht nur für das ostdeutsche Publikum schrieben, da sie ihre Bücher auch im Westen veröffentlichten. Nicht zu vergessen ist dabei der Teil der Schriftsteller, die zwar in der DDR lebten, aber aus politischen Gründen nur im Westen publizieren konnten. Ein weiteres Problem stellen die Ausgereisten dar, die das Land verließen, in ihren Stoffen aber dem Thema DDR verhaftet blieben.[44] In der vorliegenden Gruppenbiografie der 60er Jahre findet diese Gruppe von DDR-Schriftstellern keine Beachtung, da die große „Ausreisewelle" ostdeutscher Autoren erst in ab den 70er Jahren stattfand.

Der Begriff DDR-Schriftsteller ist somit als Orientierungsvokabel zu verstehen und bezieht sich vor allem auf solche Autoren, die sich selbst als Schriftsteller der DDR definierten.

---

[42]Vgl. Jäger, Werner, Die Überwindung der Teilung. Stuttgart 1998, Exkurs: Die Intellektuellen und die Wiedervereinigung, S. 341-362 sowie Lepsuis, Rainer, Kritik als Beruf. Zur Soziologie der Intellektuellen, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 16 (1964), S. 75-91.

[43]Vgl. Weber, Hermann, Geschichte der DDR, S. 370.

[44]Die Schwierigkeit des Begriffs wird in mehreren Darstellungen zur DDR-Literatur diskutiert, so z.B. in Schmitt, Hans-Jürgen (Hg.), Die Literatur der DDR, in: Grimmiger, Rolf (Hg.), Hansers Sozialgeschichte der Literatur, Bd. 11, München 1983, S. 40/41.

5. Zum Begriff Selbstverständnis

Der Begriff des Selbstverständnisses bezieht sich zum einen auf die eigene Auffassung der Schriftsteller in Bezug auf ihre Stellung im politischen System der DDR und zum anderen auf die damit verbundenen Vorstellungen von spezifischen Wirkungsmöglichkeiten der Literatur in einer sozialistischen Gesellschaft.

Im Sinne einer marxistisch-leninistischen Weltanschauung haben sich die meisten Schriftsteller der DDR immer als Teil des politischen Systems der DDR gesehen. Da der Literatur ein besonders hoher Stellenwert für die Erziehung und Lenkung der Bevölkerung beigemessen wurde, genossen Schriftsteller ein hohes gesellschaftliches Ansehen und wurden durch die Politiker mit besonderen Privilegien ausgestattet. Beide Seiten, Staat und Autoren, waren vom starken Einfluss und der weitreichenden Wirkung von Literatur auf die Meinungsbildung überzeugt. So sagte Jurek Becker: „Und unverzichtbar ist der Literatur, daß *Leser* sich beim Lesen Meinungen bilden, *ihre* Meinungen, auf eine Weise, wie es ihnen ohne die Lektüre nicht möglich wäre.“[45] Daraus ergab sich für Schriftsteller der DDR die Überzeugung, mit ihren Werken direkt in den gesellschaftlichen Prozess eingreifen zu können, woraus sich für die meisten Autoren ein gesellschaftliches und politisches Engagement ableitete. Literatur und Politik verstehen sich im Sinne der marxistisch-leninistischen Weltanschauung nicht als getrennte Teile, sondern als Einheit. So sagte Christa Wolf in einer Erklärung des Schriftstellerverbandes 1966:

> „Die Literatur gehört unablöslich zum Wesen unserer sozialistischen Gesellschaft. Sie ist Teil des Entwicklungsprozesses, in dem sich das Volk auf die Höhe des historischen Bewußtseins erhebt. Aus dem Leben entspringend, wirkt Literatur auf das Leben zurück, auf das Denken, Fühlen und Handeln der Menschen. Sie verändert und befähigt zum Verändern. Von diesen Gedanken überzeugt, stärken wir Schriftsteller mit unserer literarischen Arbeit die DDR.“[46]

Auf diese Zusammenhänge werde ich in dem Kapitel zur Stellung der Literatur im politischen System der DDR, noch eingehend zu sprechen kommen.

Nach Werner Brettschneider bestimmen drei Faktoren das Selbstverständnis der DDR-Schriftsteller: zum einen das Bemühen um historische Kontinuität in einer sich

---

[45]Becker, Jurek, Warnung vor dem Schriftsteller. Drei Vorlesungen in Frankfurt, Frankfurt/M. 1990, S. 58 [Hervorhebung im Original].

[46]Zit. nach Brettschneider, Autonomie und Staatsdienst, S. 282.

zum Kommunismus hin entwickelnden Gesellschaft, der vergleichende Blick auf Westdeutschland, in dem das Modell der DDR trotz aller Widrigkeiten als die bessere Alternative betrachtet wurde und zum anderen der Wille zu gesellschaftlicher Wirkung.[47]

Hans-Jürgen Schmitt unterscheidet drei verschiedene „Schriftstellerbewußtsein“ in der DDR[48]: ein marxistisches Bewusstsein wie das Heiner Müllers[49], ein humanistisch-sozialistisches wie von Christa Wolf und Günter de Bruyn und ein existentielles wie das von Günter Kunert.

In der Regel wird den repräsentativen DDR-Schriftstellern in der Literatur ein kritisch-marxistisches Selbstverständnis zugeschrieben. Autoren, die im Wesentlichen allein als „Dienstleistende“ fungierten, ersetzte die Parteiideologie ein eigenes Selbstverständnis. Diese Autoren können ohne Bedenken außer Acht gelassen werden. Für die anderen gilt, dass sie sich als ein Teil der sozialistischen Gesellschaft verstanden und sich an deren Fortführung und Verbesserung beteiligen wollten, was notgedrungen zu Konflikten mit dem starren Staats- und Parteiapparat führte. Das Verhältnis der Schriftsteller zu ihrem Staat ist daher oft durch eine wechselvolle, in sich keineswegs geradlinige Beziehung gekennzeichnet.[50] So diagnostizierte Dieter Zimmermann den DDR-Schriftstellern eine „kritische Loyalität“ zum System. Sie erkannten die Gegenwart zwar als unzureichend, sahen sie „aber immer nur als Durchgangsstadium auf eine hellere Zukunft“[51] hin. So

---

[47]Ebd.,S. 269.

[48]Schmitt, Hans-Jürgen, Von den ‘Mutmaßungen’ zu den ‘Neuen Leiden’. Zur Wirkungsgeschichte der DDR-Literatur, in: Schmitt (Hg.), Literatur der DDR, S. 16.

[49]Wolfgang Emmerich spricht in diesem Zusammenhang von einer „sozialistischen Autorschaft“, die sich in einer marxistischen Interpretation der Geschichte und der Menschen verortet. Nach Emmerich hält Müller die Welt für veränderbar, aber nur unter einer sozialistischen Perspektive, Literatur ist danach eine „Angelegenheit des Volkes“, in: Emmerich, Wolfgang, Orpheus in der DDR. Heiner Müllers Autorschaft, in: Grimm, Gunter E. (Hg.), Metamorphosen des Dichters. Das Rollenverständnis deutscher Schriftsteller vom Barock bis zur Gegenwart, Frankfurt/M. 1992, S. 286-301.

[50]Vgl. Rüther, Günther, „Greif zur Feder, Kumpel“. Schriftsteller, Literatur und Politik in der DDR 1949-1990, Düsseldorf 1991, S. 7.

[51]Zimmermann, Hans Dieter, Literaturbetrieb Ost/West. Die Spaltung der deutschen Literatur von 1948 bis 1998, Köln 2000, S. 77.

konnten sich die kritischen Intellektuellen „halbwegs distanzieren und doch bei der Sache des Sozialismus bleiben um einer uneingelösten Utopie willen“[52].

Die Schriftsteller der zweiten Generation begannen unter Anleitung der Älteren, d.h. der ersten Generation bzw. der „Alten Garde“, zu schreiben. Von den Älteren wurde ihnen der Weg in die Gesellschaft und ihre Stellung darin gewiesen. Sie erfuhren in ihren Jugendjahren mit der Aufbauphase des Sozialismus ihre entscheidende Prägung und wollten an der Gestaltung „ihrer“ Gesellschaft aktiv teilhaben. In diesem Zusammenhang haben sie ihr eigenes Selbstverständnis als Schriftsteller der DDR verortet. Stellvertretend sei hier Klaus Schlesinger zitiert:

> „Ich verstehe mich als einen gesellschaftskritischen Schriftsteller, nur habe ich den Anspruch, mit meiner Kritik in das System, im dem ich lebe, integriert zu sein. [...] Ich habe das emanzipatorische Ziel der sozialistischen Idee, der ich mich verpflichtet fühle, immer mit der Forderung verbunden, sich an den Vorgängen in der Gesellschaft zu beteiligen, in sie einzugreifen, sie zu verändern.“[53]

Kapitel 2 - Zur Stellung der Schriftsteller im politischen System der DDR

1. Das Bündnis von Literatur und Politik

Im Verhältnis von Literatur und Politik unterschieden sich beide deutsche Staaten grundlegend, da sich jeweils ein völlig anderes Aufgaben- und Rollenverständnis durchsetzte. Die politische Führung in der DDR hat von Beginn an unmittelbaren Einfluss auf das literarische Leben genommen, ausgehend von einer Maxime Lenins von 1905, nach der „die literarische Tätigkeit [...] zu einem Teil der allgemeinen proletarischen Sache, zu einem ‘Rädchen und Schräubchen’ des einheitlichen großen

---

[52]Ebd. Vgl. dazu auch Mayer-Burger, Bernhard, Entwicklung und Funktion der Literaturpolitik der DDR (1945-1978), München 1986, S. 186. Mayer-Burger spricht hier von einer „kritischen Reflexion aber mit generell positiver Einstellung gegenüber der DDR“ und dem Bestreben der DDR-Autoren, „dem als grundsätzlich fortschrittlich und human ausgewiesenen Gesellschaftssystem und Staat durch Erhöhung der eigenen Arbeitsleistung und durch (allerdings nicht blinde) staatsbürgerliche Loyalität die noch vorhandenen Schwierigkeiten schneller überwinden mitzuhelfen“.

[53]Die Aussage findet sich in einem Interview Dick van Stekelenburgs mit Klaus Schlesinger, abgedruckt in: Labroisse, Gerd/Wallace, Ian (Hg.), DDR-Schriftsteller sprechen in der Zeit. Eine Dokumentation, Amsterdam/Atlanta 1991, S. 41;49.

sozialdemokratischen Mechanismus werden“[54] müsse. Stalin hatte später die Idee vom Schriftsteller als „Ingenieur der menschlichen Seele“ durchgesetzt.

Dass Literatur als ein Teil der Politik verstanden wurde, irritierte die Schriftsteller nicht. Sie hatten die „DDR als emphatische Gegengründung zum verbrecherischen Dritten Reich“[55] empfunden und so waren sie ohne größere Umschweife bereit, die von ihnen geforderte Rolle des Volkserziehers und Sozialpädagogen zu übernehmen. So meinte Günter Kunert im Rückblick:

> „Worauf es zu allererst ankam, war, den Zusammenbruch zu überwinden, wiederaufzubauen, und nicht nur die zerstörten Städte, sondern vor allem eine bessere, nämlich freiere, gerechtere, friedlichere Gemeinschaft. Dazu fühlte man sich aufgerufen. Man empfand es als moralische Verpflichtung, sich dem Gemeinwohl zu unterwerfen. Die Utopie schien sich verwirklichen zu wollen. Nur ein kleiner Schritt war noch notwendig, um eine neue Gesellschaft zu betreten...Ich rufe uns diese Situation so ausführlich ins Gedächtnis, um zu erläutern, was meine Ausgangsbasis war. ‘Dialektik’ war das Schlüsselwort der neuen Literatur. Man akzeptierte es unbefragt. Unpolitisch wollte man nie wieder sein, und politisch sein hieß: agitatorisch und aufklärerisch.“[56]

Literatur in der DDR hatte sich den politischen Zielvorstellungen der sozialistischen Gesellschaft unterzuordnen. Sie hatte dem „historisch-politischen Auftrag“ nachzukommen, ihren Beitrag zum Aufbau der sozialistischen Gesellschaft zu leisten. In einer Literaturgeschichte der DDR heißt es dazu: „Als Parteimitglieder und als Staatsbürger beteiligen sich die Schriftsteller an der Ausarbeitung und an der Gestaltung der Politik der Partei, insbesondere ihrer Kulturpolitik. Von Anfang an wurden die Schriftsteller in die gesamtgesellschaftliche Aufgabenstellung einbezogen und waren durch ihre politische und ideologische Arbeit mit den wesentlichen historischen Prozessen verbunden.“[57]

Literatur war in diesem Sinn gar nicht anders als politisch zu verstehen. Im gesamtgesellschaftlichen System sollte sie mit ihren Mitteln den Aufbau des Sozialismus dokumentieren und sozialistische Werte wie Arbeitsethos, kollektives

---

[54]Zit. nach Emmerich, Wolfgang, Kleine Literaturgeschichte der DDR. Erweiterte Neuausgabe, Berlin 2000, S. 43.

[55]Ebd.

[56]Kunert, Günter, Vor der Sintflut. Das Gedicht als Arche Noah, München/Wien 1985, S. 32.

[57]Haase, Horst (Hg.), Geschichte der deutschen Literatur. Literatur der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin 1977, S. 27.

Verhalten und ein sozialistisches Menschenbild illustrieren. Literatur sollte die Menschen im Geiste des Sozialismus erziehen.[58] Mit diesem Erziehungskonzept waren inhaltliche und ästhetische Normen verbunden.[59]

Literatur schrieb man als Teil von Agitation und Propaganda eine starke gesellschaftlich-politische Wirkung zu. Partei- und Führungsspitze waren aus diesem Grund bemüht, Literatur in ihren Dienst zu stellen und instrumentalisierten sie. Ulbricht versuchte mit Hilfe der Literatur ein staatliches Aufbau-, Erziehungs-, und Solidarisierungsprogramm durchzusetzen. Dabei hatte Literatur ihren Beitrag „zur Abstützung der Ideologie und Legitimation des sich im Aufbau befindlichen neuen marxistisch-stalinistischen Einparteienstaates“[60] zu leisten.

Für die Partei bemaß sich die Nützlichkeit des Autors nicht daran, wie er die inneren Widersprüche der Gesellschaft literarisch verarbeitete, sondern daran, ob er die kulturpolitischen Postulate einzulösen bereit war. Kulturpolitiker wollten den Schriftsteller immer wieder in die Rolle eines „Grundlagenfestigers und optimistischen Lebenshelfers der Partei“[61] zwängen. Die Schriftsteller wurden auf Parteilichkeit und auf das Primat der Politik gegenüber der Kunst im Allgemeinen eingeschworen. Schon 1951 wies Ministerpräsident Grotewohl den Künstlern und

---

[58]Vgl. dazu auch Groth, Joachim Rüdiger, Partei, Staat und Literatur in der DDR. Grundlagen, Hinweise und Interpretationen für den Unterricht, in: Rüther, Günther (Hg.), Kulturbetrieb und Literatur in der DDR, Köln 1987, S. 37-180. Groth beschreibt die Literatur als Teil des kulturpolitischen Systems, in dem die SED die ideologischen Prämissen setzte und den Kulturbetrieb zentral steuerte. Literatur als Teil der Kunst sollte, so heißt es bei ihm, „durch Parteilichkeit und Volksverbundenheit sozialistische Überzeugungen, Lebenseinstellungen und -beziehungen entwickeln und stabilisieren, wobei eine tiefe innere Verbundenheit mit der Wirklichkeit des Sozialismus von Autor und Werk gefordert“ wurde.

[59]So gab es beispielsweise diverse Tabu-Themen, die von der Literatur nicht aufgegriffen werden durften: Trotzki, die Rolle der KP im spanischen Bürgerkrieg, der Hitler-Stalin-Pakt, die Moskauer Säuberungsprozesse, der 17. Juni 1953 usw. Ästhetisches Tabu war lange die Formensprache der Moderne.

[60]Rüther, „Greif zur Feder“, S. 48.

[61]Schmitt, Hans-Jürgen, Literaturbetrieb als Staatsmonopol, in: Schmitt (Hg.), Literatur der DDR, S. 47. Die Überwachung der Schriftsteller durch die Staatssicherheit war allerdings in den 60er Jahren noch nicht so ausgeprägt. Zwar gab es einzelne „Operative Vorgänge“, doch die Hochzeit der Bespitzelung der Schriftsteller begann in den 70er Jahren infolge der Biermann-Ausbürgerung, so dass auf diesen Punkt in der vorliegenden Arbeit nicht näher eingegangen wird.

Literaten den Weg: „Die Idee in der Kunst muß der Marschrichtung des politischen Kampfes folgen. Denn nur auf der Ebene der Politik können die Bedürfnisse der werktätigen Menschen richtig erkannt und erfüllt werden. Was sich in der Politik als richtig erweist, ist es auch unbedingt in der Kunst.“[62]

Das strikte gesellschaftliche und politische Eingebundensein des DDR-Autors ist vor allem auf der Ebene der Institutionen offenkundig. Laut Zimmermann war der DDR-Schriftsteller auf vierfache Weise in den Staat eingebunden: durch den Schriftstellerverband, durch die „Hauptverwaltung Verlage und Buchhandel“ als „Zensurbehörde“, durch die Abteilung Kultur des ZK der SED, die den gesamten Kulturbetrieb überwachte und viertens durch Sendboten der Staatssicherheit.[63]

2. Der Schriftstellerverband

In der Regel Mitglied des Schriftstellerverbandes[64] war der Autor durch dessen Statut verpflichtet, mittels seiner „schöpferischen Arbeit aktiver Mitgestalter der entwickelten sozialistischen Gesellschaft“[65] zu sein. Weiterhin wurde von den Mitgliedern gefordert, sich zum Wohle der DDR einzusetzen, die führende Rolle der Partei anzuerkennen und sich der Methode des „sozialistischen Realismus“[66] zu verpflichten. Damit hatte jeder Schriftsteller, der im Verband organisiert war, den gesellschaftlichen Auftrag übernommen, auf seine Weise den Sozialismus zu unterstützen.

---

[62]Zit. nach Rüther, Günther, Die deutsche Literatur - ein Bindeglied der geteilten Nation, in: Rüther (Hg.), Kulturbetrieb, S. 12.

[63]Vgl. Zimmermann, Literaturbetrieb Ost/West, S. 95.

[64]Der Schriftstellerverband wurde zunächst 1950 als Schriftstellerverband im Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands gegründet und wurde 1952 eine selbstständige Organisation (DSV). 1973 erfolgte die Umbenennung in Schriftstellerverband der DDR (SV).

[65]Zit. nach Emmerich, Kleine Literaturgeschichte, S. 43.

[66]Der sozialistische Realismus forderte als grundlegende Methode der Literatur vom Schriftsteller eine wahrhafte, historisch konkrete Darstellung der Wirklichkeit in ihrer revolutionären Entwicklung. Dabei soll die Darstellung der Wirklichkeit in Abstimmung mit der Aufgabe der ideellen Umformung und Erziehung der Werktätigen im Geiste des Sozialismus erfolgen. Typisch für Werke des sozialistischen Realismus sind der positive Held als Identifikationsfigur sowie der Fortschrittsglaube hinsichtlich der Erreichung eines noch zu errichtenden gesellschaftlichen Idealzustands.

Der Schriftstellerverband funktionierte nicht als gewerkschaftlicher Interessenverband, sondern nur nach dem Loyalitätsprinzip. Er war demnach eher ein „Pivilegienverband“[67]. Es war für ein Leben als Schriftsteller der DDR aber fast unumgänglich, dem Verband beizutreten, da man nur als Mitglied des Schriftstellerverbandes eine Steuermarke, Kranken- und Altersversorgung, aber auch Ferienplätze, Stipendien, ja Wohnung, Telefon, Auto oder Schreibmaschine erhielt. Nur die Mitgliedschaft im Verband sicherte dem Autor den Schriftstellerstatus und die Möglichkeit der finanziellen Absicherung. Wer sich loyal verhielt, kam in den Genuss einer Fülle von individuellen Fördermaßnahmen und Privilegien, die dem hohen Status des Autors als Volkserzieher Rechnung trugen. Auf diese Weise wurde der Schriftsteller auf viele Arten vorteilhaft mit der Gesellschaft vernetzt. Am Kostbarsten waren dabei für den Schriftsteller die Reisen ins „Nichtsozialistische Ausland“, über die der Verband entschied.

Bei Unbotmäßigkeiten fielen alle Vergünstigungen weg und es drohte der Ausschluss. Das hieß für den Autor reduzierte oder keine Neuauflagen, keine Anzeigen, Rezensionen oder Abschub in einen kleineren Verlag. Die Sanktionsmaßnahmen waren vielfältig und personenabhängig. Allerdings bot der Schriftstellerverband auch einen Rahmen für eine gewisse „Aufmüpfigkeit“ der Autoren, da diese im Verband besser abgehalten werden konnte. So ließ sich im Schriftstellerverband ein breites Verhaltensspektrum finden: von der absoluten Parteitreue bis hin zur schroffen Ablehnung der Partei. Die meisten Autoren versuchten jedoch, einfach nicht aufzufallen.[68]

Der Schriftstellerverband war zwar eine eigenständige Organisation, unterstand aber direkt der Abteilung Kultur beim ZK der SED. Außerdem saßen im Präsidium und Vorstand fast nur Parteimitglieder und -funktionäre. Überhaupt spielte die Parteigruppe im Verband die maßgebliche Rolle.

Der DDR-Schriftsteller, wollte er literarisch tätig werden, kam, selbst wenn er kein Mitglied der SED war, nicht an einer Einbeziehung ins staatliche System vorbei. So gehörte es beispielsweise zur gängigen Praxis, dass an den Schriftstellerkongressen auch die politische Führungsspitze teilnahm. Eine solche Vernetzung mit der Partei- und Staatsführung, nicht zuletzt durch persönliche Kontakte, hat wesentliche

---

[67]Vgl. Schmitt, Literaturbetrieb als Staatsmonopol, S. 53.

Auswirkungen auf das Selbstverständnis dieser Autoren genommen. Sie begaben sich freiwillig in staatliche Abhängigkeit, da sie an der Verwirklichung des Projekts Sozialismus mitarbeiten wollten. Der „Sozialismus als ein gleichsam menschheitliches Projekt versprach, den verlorenen heilsgeschichtlichen Sinn“ nach dem Desaster des Dritten Reichs „wieder einzuholen, und die Rolle der künstlerischen Intelligenz bei der Verwirklichung dieses Vorhabens neuer Sinnstiftung sollte groß sein“[69]. Man sollte meinen, dass dies nur für die Älteren galt, aber auch die Jüngeren reihten sich aufgrund ihrer Schuldgefühle in diese Aufgabe ein. Sie wollten die „geschichtliche Mission“ weiterführen. Dazu Jurek Becker:

> „Schriftsteller haben zu meinen, daß ohne ihre Texte die Zukunft nicht erreicht werden kann, daß ohne sie der Menschenvernunft ein entscheidendes Stück fehlt - es gehört zu ihrem Handwerkszeug.“[70]

Ihnen allen war es selbstverständlich, ein Teil der Kulturpolitik zu sein, auch wenn sie ihr widersprachen und sich an ihr abarbeiteten. Sie versuchten, gesellschaftlichen Einfluss zu nehmen in Richtung ihrer Leser, aber auch wenn nötig gegen Entscheidungen der Partei. Aus der geschichtlichen Aufgabe leitete gerade die jüngere Generation auch eine gesellschaftliche Verpflichtung gegenüber ihren Lesern ab, die oft in Widerspruch mit der Linie der Partei geriet.

3. Zensur

Offiziell hat es Zensur in der ehemaligen DDR nie gegeben. Sowohl die Verfassung von 1949 als auch die von 1968 garantierte das Recht auf freie und öffentliche Meinungsäußerung.[71] Walter Ulbricht und Erich Honecker haben die Existenz von Zensur im Sinne der Überprüfung von Druckfahnen immer wieder bestritten. „Wir hatten ja keine Zensur. [...] Bei uns gibt es sie nur kraft des Bewußtseins“[72], ließ Honecker nach der Wende verlauten. Tatsächlich aber entschied die Staatspartei uneingeschränkt über die Verbreitung und Unterdrückung von Literatur.

---

[68]Vgl. Zimmermann, Literaturbetrieb Ost/West, S. 95.

[69]Emmerich, Kleine Literaturgeschichte, S. 28.

[70]Becker, Warnung, S. 60.

[71]Vgl. in der Verfassung von 1949 Art. 9 sowie Art. 27 in der Verfassung von 1968.

[72]Zit. nach Emmerich, Kleine Literaturgeschichte, S. 52.

Ausnahmslos alle Etappen im „Leben“ eines Literaturwerkes wurden gelenkt und kontrolliert: Entstehung, Druck, Veröffentlichung, Vertrieb, Literaturkritik, endlich Lektüre und Wirkung. Für diesen Zweck wurde eine lückenlose Kette von Institutionen geschaffen, deren Kernstück das so genannte Druckgenehmigungsverfahren war.

Die Wege eines Manuskripts vom Schreibtisch des Autors in die Auslagen der Buchhandlungen waren lang und verschlungen.[73] Jeglicher für den Druck bestimmte literarische Text musste der „Hauptverwaltung Verlage und Buchhandel“ vorgelegt werden. Das aber hieß nichts anderes, als dass der Text einer Vorzensur unterzogen wurde. Legte ein Schriftsteller einen Text vor, der die Zustimmung des Lektors, des Cheflektors und des Verlagsleiters fand, mussten immer noch zwei Außengutachten von Literaturwissenschaftlern, Philosophen oder anderen einschlägig tätigen Fachleuten eingeholt werden. Danach ging das Manuskript an die übergeordnete Behörde, das Ministerium für Kultur. Dort lasen erneut mehrere Mitarbeiter den Text, und es wurden weitere Gutachten erstellt. Verspürte das Ministerium Unsicherheiten, befragte es die Abteilung Kultur beim ZK der SED, den Schriftstellerverband oder Kurt Hager[74] persönlich. [75]

Fanden sich keine grundsätzlichen Einwände, erhielt das Manuskript den Druckgenehmigungsstempel, was hieß, dass es der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden konnte. Allerdings dauerte dieser Vorgang bedingt durch den notorischen Papiermangel und die fehlenden Kapazitäten in den Druckereien und Buchbindereien oft zwei bis drei Jahre. Dieser lange Zeitraum eröffnete die Möglichkeit, doch noch Forderungen an den Autor zu stellen, diese oder jene Formulierung zu streichen oder zu ändern. Durch kurzfristige Schwankungen der

---

[73]Eine detaillierte Ausführung für die Zeit bis 1971 findet sich in: Barck, Simone/ Langermann, Martina/Lokatis, Siegfried, „Jedes Buch ein Abenteuer“. Zensur-System und literarische Öffentlichkeit in der DDR bis Ende der sechziger Jahre, Berlin 1997 und auch in: Wichner, Heinz/Wiesner, Herbert, „Literaturentwicklungsprozesse“. Die Zensur der Literatur in der DDR, Frankfurt/M. 1993.

[74]Der „Ideologie-Papst“ Kurt Hager war seit 1950 Kandidat und seit 1954 Mitglied des ZK der SED, seit 1955 Sekretär des ZK für den Bereich Wissenschaft, Volksbildung, Kultur; seit 1959 zusätzlich Kandidat und ab 1963 Mitglied des Politbüros sowie Leiter der Ideologischen Kommission.

[75]Vgl. Wolle, Stefan, Die heile Welt der Diktatur. Alltag und Herrschaft in der DDR 1971-1989, Berlin 1998, S. 143/144.

politischen Linie wurden manche Texte gar wieder „auf Eis gelegt“, die schon eine Druckgenehmigung erhalten hatten. Erst wenn der Schriftsteller sein Buch in den Händen hielt, konnte er sich einer Veröffentlichung wirklich sicher sein.[76]

Ein wesentlicher Unterschied der Zensur in der DDR zu früheren Zeiten bestand darin, dass sie die Zustimmung des Betroffenen forderte, denn der Autor wurde in den Genehmigungsprozess miteinbezogen. Dazu Manfred Jäger: „Die Zensur verlangte [...] die Zustimmung des Autors zu ihren Eingriffen, also zu den geforderten Auslassungen, Streichungen und Umformulierungen. Am Ende lief alles auf Selbstzensur hinaus, denn der Urheber des Textes mußte billigen oder billigend in Kauf nehmen, was ihm mit sanftem oder kräftigem Druck vorgeschlagen wurde.“[77] Der Schriftsteller wurde auf diese Weise an der Verstümmelung seines Textes immer mitschuldig.[78]

Diese Art der Selbstzensur zeigte „die schwer irritierbare Treue zur ‘Sache’ des Sozialismus, bei allen jenen, die in der Loyalitätsfalle des Antifaschismus[79] gefangen waren“[80]. In den Worten Christa Wolfs von 1984:

> „Immer, wenn mich ein besonders starker, besonders hartnäckiger und zugleich diffuser Widerstand daran hinderte, zu einem bestimmten Thema ‘etwas zu Papier zu bringen’ - immer dann ist Angst am Werke, meist die Angst vor zu weitgehenden Einsichten oder/und die Angst vor der Verletzung von Tabus.“[81]

Auch Jurek Becker geht ausführlich auf das Vorhandensein der Selbstzensur ein. Nach ihm besteht die wichtigste Funktion der Zensur nicht in dem Sachverhalt der wenigen tatsächlich verbotenen Bücher, als vielmehr darin, dass viele Bücher, Kapitel Sätze oder „die besseren Hälften von Gedanken“[82] gar nicht erst geschrieben

---

[76]Vgl. ebd.

[77]Jäger, Manfred, zit. nach Emmerich, Kleine Literaturgeschichte, S. 53.

[78]Vgl. dazu auch Hörnigk, Frank, Die Literatur ist zuständig: Über das Verhältnis von Literatur und Politik in der DDR, in: Goodbody, Axel/Tate, Denis (Hg.), Geist und Macht. Writers and the State in the GDR, Amsterdam/Atlanta 1992, S. 23-34.

[79]Auf dieses Problem wird in Kapitel 3 Punkt 1.1. näher eingegangen.

[80]Emmerich, Kleine Literaturgeschichte, S. 53.

[81]Zit. nach ebd. Christa Wolf wusste gut, wovon sie sprach. Ihr Buch „Nachdenken über Christa T.“ wurde zu einer der härtesten Zensurfälle, zumal wenn man bedenkt, dass die Autorin damals nicht irgendein Parteimitglied war, sondern kurz zuvor noch Kandidatin des ZK der SED.

[82]Becker, Warnung, S. 30.

wurden. Er behauptet einen Anteil der Zensur an nahezu jedem erschienenen Buch. Für sich persönlich bekennt Becker:

> „Damals wäre ich über eine Unterstellung, das Vorhandensein der Zensur hätte mich beim Schreiben beeinflußt, empört gewesen, doch so sicher bin ich mir heute nicht mehr. Ich hatte schließlich mit der Tatsache fertig zu werden, daß jeder einzelne Satz dem Zensor entweder genehm oder nicht genehm ist. Wahrscheinlich habe ich nichts in der Absicht geschrieben, ihm zu gefallen, aber was weiß ich denn? Wären nicht Auseinandersetzungen nötig gewesen, denen ich ausgewichen bin? [...] Kann ich denn mit Sicherheit sagen, daß es mir nie in den Sinn kam: Lohnt es sich denn wegen einer solchen Kleinigkeit? [...] Ich weiß es nicht genau, vielleicht wollte ich es nie wissen. Diese Entscheidungen haben sich vorwiegend im Unterbewußtsein abgespielt. [...] denn es ist ja unmöglich die Zensur zu ignorieren, man muß sich zu ihr verhalten, so oder so und damit beginnt ein Verhängnis.“[83]

Die Verletzung bestimmter Tabus fiel dabei den Schriftstellern besonders schwer. Nicht etwa nur, weil sie damit rechnen mussten, dass solche Tabubrüche der Zensur zum Opfer fielen, sondern auch, weil sie sich eben diesem Staate und seiner Politik immer mit der Hoffnung auf einen „besseren“ Sozialismus verpflichtet fühlten. Die DDR blieb für sie trotz aller Widrigkeiten die bessere Alternative, die sich durch Antifaschismus und Aufbau des Sozialismus legitimiert hatte. Dass der Staat, als Gönner der Schriftsteller, im Gegenzug auch an sie Forderungen stellte, kam den Wenigsten bedenklich vor. Es kam dabei auf den Grad der Einschränkung an. Schwierig wurde es dann, wenn die Schriftsteller, die sich ja gleichfalls ihren Lesern verpflichtet fühlten, dieser gesellschaftlichen Aufgabe nicht mehr nachkommen konnten und bestimmte Dinge ihrer Leserschaft verschweigen mussten. Ein weiteres wichtiges Privileg für die Schriftsteller war nämlich, dass sie an Informationen herankamen, die dem Normalbürger vorenthalten blieben.

---

[83]Ebd., S. 31/32.

4. Der Schriftsteller als „moralische Instanz“ - Das Verhältnis zwischen Autor und Leser

Der herausragende Status von Literatur war nicht allein der Literaturpropaganda[84] zu verdanken. In einem Staat, in dem jede öffentliche Äußerung durch eine künstlich geschwächte Medienkonkurrenz der genauen Kontrolle der Herrschenden unterliegt, erhält das Wort eine besondere Aufmerksamkeit. In der Literatur bot sich ein Freiraum, wenn auch eingeschränkt und zensiert, in dem vom „eigentlichen Leben“ in der DDR berichtet werden konnte, von Problemen und Schwierigkeiten, von verbrauchten Hoffnungen oder verlorener Kraft, zunehmend auch von Missständen oder Grundübeln im Staate, von denen ansonsten nicht öffentlich gesprochen werden konnte. So wurde ein Teil der Literatur, den wir hier als kritisch bezeichnen wollen, zur „Ersatzöffentlichkeit“ anstelle einer nicht zugelassenen Medienöffentlichkeit.[85]

Jurek Becker sieht darin einen Grund für die Fixierung der Leser auf sozial- und gesellschaftskritische Inhalte:

> „In einer Umgebung, in der es keine offene Diskussion über gesellschaftliche Entwicklungen und Fehlentwicklungen gibt, in der sämtliche Zeitungen, Rundfunk- und Fernsehstationen nur die Ansichten ihres gemeinsamen Chefredakteurs verbreiten, in einer solchen Umgebung sind Bücher der letzte öffentliche Ort, wo politische Meinungsverschiedenheiten ausgetragen werden. Und das hat ihnen zu einem Ansehen und zu einer Resonanz verholfen, die ohne diese Umstände nicht zu erklären wäre.“[86]

Literatur wurde so in der DDR zu einem „Ersatzmedium“, das ein Forum für den Erfahrungsaustausch bot, ein Medium gesellschaftlicher Diskussion, wo Zeitungen diese Aufgabe nicht erfüllen konnten. Man spricht in diesem Zusammenhang auch von einer kompensatorischen Funktion, die DDR-Literatur wahrnahm.[87]

Daraus ergab sich ein besonders enges Beziehungsgefüge zwischen Autor und Leser. Der Schriftsteller wurde zur „moralischen Instanz“, der in seinen Werken, aber auch

---

[84]Wie beispielsweise ein ideologisch hoch besetzter schulischer Deutschunterricht, geförderte Theaterbesuche oder niedrige Buchpreise.

[85]Vgl. Emmerich, Kleine Literaturgeschichte, S. 13.

[86]Becker, Warnung, S. 22.

[87]Vgl. Rüther, Literatur - Bindeglied der geteilten Nation, S. 28.

auf Lesungen oder in Interviews dem zur Sprache verhelfen sollte, was viele dachten und fühlten, sich aber nicht getrauten, auszusprechen. Dazu Ulrich Plenzdorf:

> „Die eine Gruppe artikuliert in Form von Literatur, was die andere Gruppe denkt, fühlt, äußert. Und wenn die eine Gruppe wirklich imstande war, die Erfahrungen der anderen Gruppe genau und gut als Literatur zu verarbeiten, dann stößt sie auf Gegenliebe, auf ein starkes Echo.“[88]

Der Autor als „moralische Instanz“ bildet sich ab Mitte der 60er Jahre im Zuge eines gewandelten Selbstverständnisses heraus. Hatten sich die Schriftsteller in den 50er Jahren in ihrer Selbstbindung an das sozialistische Projekt freiwillig in die Rolle des „Volkserziehers und Sozialpädagogen“ mittels Literatur begeben, bauten sie diese Autorrolle seit den mittleren 60er Jahren schrittweise um. Mit der Abkehr von den Älteren wurden viele von ihnen zu Kritikern, Aufklärern oder Tabubrechern im Verhältnis zum realsozialistischen System und übernahmen die schon erwähnte Funktion der „Ersatzöffentlichkeit“. Sie wandelten damit ihr Verständnis von der gesellschaftlichen Aufgabe des Schriftstellers und verstanden diese zunehmend in ihrer Verantwortung gegenüber den Lesern und damit gegenüber der gesamten Bevölkerung. So konnten sie sich ihre gesellschaftliche Schlüsselfunktion bewahren und blieben, wenn auch in einem gewandelten Sinn, „Volkserzieher“.[89]

Kapitel 3 - Gruppenbiografie

1. Zur Vorgeschichte: Die Erfahrungen der 40er und 50er Jahre

1.1. Gründungsmythos und „Antifaschismus-Falle“

Das Ende des Krieges und die Niederlage des Dritten Reiches erlebte die Schriftstellergeneration noch in Kindheits- oder Jugendalter. Sie waren zu jung gewesen, um sich bewusst und aktiv an den Verbrechen Hitlers schuldig zu machen, aber auch zu jung, um sich am Kampf gegen den Nationalsozialismus zu beteiligen. Daraus resultierten ihre lebenslangen Schuldgefühle gegenüber den Älteren, die sich im antifaschistischen Widerstand gegen Hitler befunden hatten und die sie nun durch

---

[88]Zit. nach ebd.

[89]Vgl. Emmerich, Kleine Literaturgeschichte, S. 15.

ein verstärktes Engagement beim Aufbau des Sozialismus zu kompensieren suchten. Dazu Christa Wolf:

> „Als wir fünfzehn, sechzehn waren, mußten wir uns mit den niederschmetternden Eindruck der ganzen Wahrheit über den deutschen Faschismus von denen abstoßen, die in diesen zwölf Jahren nach unserer Meinung durch Dabeisein, Mitmachen, Schweigen schuldig geworden waren. Wir mußten diejenigen entdecken, die Opfer geworden waren, diejenigen, die Widerstand geleistet hatten. [...] Das heißt, als wir sechzehn waren, konnten wir uns mit niemandem identifizieren. [...] Uns wurde dann ein verlockendes Angebot gemacht: Ihr könnt, hieß es, eure mögliche, noch nicht verwirklichte Teilhabe an dieser nationalen Schuld loswerden oder abtragen, indem ihr aktiv am Aufbau der neuen Gesellschaft teilnehmt, die das genaue Gegenteil, die einzig radikale Alternative zum verbrecherischen System des Nationalsozialismus darstellt.“[90]

Die Generation der damals Sechs- bis Sechzehnjährigen wuchs in einen Staat hinein, der sich durch Antifaschismus und marxistisch-leninistische Weltanschauung zu legitimieren suchte. Angesichts der nationalen Katastrophe des Zweiten Weltkrieges erschien dies vielen als die einzig richtige Schlussfolgerung. Gerade die Jungen nahmen das „Projekt Sozialismus“ erst einmal an, da es das absolute Gegenteil von Faschismus zu sein versprach und gleichzeitig einen neuen Anfang aus dem Nichts setzte. An die Stelle des durch Kindheit und Erziehung im Nationalsozialismus vergifteten Denkens trat ein Reflexionsmodell mit dem Anspruch, die Widersprüche der Realität nicht zu verleugnen, sondern adäquat widerzuspiegeln.

Der Nationalsozialismus, von den Kommunisten mit Faschismus gleichgesetzt[91], war das Menschenfeindliche, das „Böse“ schlechthin. Folglich avancierte der Sozialismus, der sich Antifaschismus groß auf seine Fahnen schrieb, zum einzig menschenfreundlichen System, das zudem, da das nationalsozialistische gerade in sich zusammengestürzt war, eine neue heilsgeschichtliche Perspektive eröffnete. Man wollte zu den „Siegern der Geschichte“ gehören und unbedingt diesmal auf der richtigen Seite stehen.[92]

---

[90]Wolf, Christa, Unerledigte Widersprüche. Gespräch mit Therese Hörnigk, in: Dies., Reden im Herbst, Berlin/Weimar 1990, S. 29.

[91]Gemäß den Komintern-Vorgaben der 30er Jahre wurde der Faschismus als Ausdruck einer Verschärfung des Klassenkampfes gesehen. Die rassistische Seite des Nationalsozialismus fand aus diesem Grund kaum Beachtung.

[92]Vgl. Emmerich, Kleine Literaturgeschichte, S. 35/36.

Dazu war man nur allzu gern bereit, seinen alten „Naziglauben“ durch einen neuen Glauben, ein geschlossenes Weltbild, wie es der Marxismus-Leninismus bot, zu ersetzen. Bei Wolle heißt es dazu: „Der Marxismus-Leninismus war Heilslehre und Geschichtsinterpretation zugleich. Aus der spezifischen Mischung von Erlösungsglaube und wissenschaftlicher Theorie schöpfte er einen guten Teil seiner Anziehungskraft.“[93] Er bot aber nicht nur ein in sich ruhendes Gebäude der Weltinterpretation, sondern auch Anleitungen zum politischen Handeln. Marx zufolge entwickelt sich die Menschheitsgeschichte über mehrere Gesellschaftsformen unabänderlich zum Kommunismus hin. Diese Mythologie der Entwicklung vom Niederen zum Höheren, die schließlich zur klassenlosen Gesellschaft führen würde, bildete nach Wolle „den eigentlichen Kern der politischen Legitimation der SED-Herrschaft“[94].

Den anderen Kern der Legitimation bildete der Mythos des Antifaschismus. Aus ihm leitete die DDR „für sich die höhere politisch-moralische Dignität“[95] ab, was vor allem gegen die Bundesrepublik gerichtet war, die in der amtlichen Form des Marxismus „als Hort von Ausbeutung, Unterdrückung, Kriegsvorbereitung und neuen ‘Faschismen’“[96] gesehen wurde. Mit dem verordneten Antifaschismus begann die „gedächtnispolitische Amnestie“[97]. Sprach er doch die Mehrheit der Bevölkerung von der Verantwortung für die im deutschen Namen und von Deutschen begangenen Verbrechen frei. Er machte aus Tätern Opfer und aus Verlierern Gewinner, meint Münkler. Weiter heißt es bei ihm, im Zentrum des Mythos habe die Behauptung gestanden, der Hitlerfaschismus hätte sich in Deutschland nur durchsetzen können, weil die Arbeiterklasse politisch gespalten war. Die wichtigste Lehre aus dem faschistischen Sieg sei deshalb die Überwindung dieser Spaltung durch die

---

[93]Wolle, Heile Welt, S. 131.

[94]Ebd., S.132.

[95]Münkler, Herfried, Mit dem Mythos bröselte der Staat. Antifaschismus als Integrationserzählung der DDR und Herrschaftsinstrument der SED, in: Berliner Zeitung vom 3.9.2002.

[96]Emmerich, Kleine Literaturgeschichte, S. 29.

[97]Münkler, Mit dem Mythos bröselte der Staat.

Vereinigung ihrer Parteien gewesen. Damit legitimierte die DDR ihren Einparteienstaat.[98]

Gleichzeitig stellte dieser Gründungsmytos aus Antifaschismus und Ideologie ein wirksames Herrschaftsmittel dar. Denn jegliche kritische Stimme konnte so in das Umfeld von Faschismus gerückt werden, da Antifaschist-Sein und Ein-guter-DDR-Bürger-Sein identisch waren. Und gerade die kritischen Intellektuellen zweifelten ihrer Überzeugung nach ja keineswegs solche „Grundwerte" an, sondern höchstens einzelne Punkte bei der Verwirklichung, bleiben ihrem Selbstverständnis nach aber immer Sozialisten. Für die Schriftstellergeneration ergab sich daraus ein schwerwiegender Konflikt, der sich in der Auseinandersetzung mit den Älteren ergab und der in der Literatur als „Anifaschismus-Falle"[99] oder „Loyalitätsfalle"[100] bereits thematisiert wurde.

Für Engler war die Antifaschismus-Falle der blinde Fleck des Respekts gegenüber den Älteren. Gerade weil die Jungen den Opfern und Vertriebenen des Hitler-Regimes mit Respekt begegneten, meint Engler, sahen sie über deren Sachirrtümer, über die Geburtsfehler der von ihnen erreichteten Ordnung hinweg und von offener Kritik ab. So ist zu erklären, warum sich die Intellektuellen und Schriftsteller der DDR so schwer taten in ihrer Kritik und Opposition. Hensing meint dazu: „Im Nachdenken über Mensch, Gesellschaft und Geschichte versuchte man einen Grundkonsens festzuhalten, dessen Klammer der Antifaschismus war. In der Überzeugung, dass es hierzu keine Alternative gab, fiel man immer wieder und in aller Kritik ausweglos auf diese eine Basis zurück."[101] Den alten Genossen zu widersprechen, erzeugte ein schlechtes Gewissen. Schließlich waren sie es gewesen, die die Jungen nach dem Krieg an ihrer Vision der klassenlosen Gesellschaft teilhaben ließen.

---

[98]Auch die Führungsposition der Kommunisten in der SED wurde aus dem Mythos Antifaschismus abgeleitet, da vor allem Kommunisten am antifaschistischen Widerstand beteiligt waren und man der SPD Versagen vorwarf.

[99]Vgl. Engler, Die Ostdeutschen, S. 126.

[100]Vgl. Simon, Annette, Versuch mir und anderen die ostdeutsche Moral zu erklären, 2. Aufl., Gießen 1996. Vgl. dazu auch die Ausführungen Hensings, in: „Die Hoffnung lag im Weg wie eine Falle", S. 46ff.

[101]Hensing, „Hoffnung", S. 49.

„Sie waren unsere Lehrer. Und zwar von Anfang an. Sie wurden von uns einfach angenommen, weil ihr Leben anders verlaufen war als das der meisten Deutschen. Ein gespanntes Lehrer-Schüler-Verhältnis, das eigentlich in jeder Generation entsteht, gab es für uns nicht. Für uns, die Jüngeren, war ihre Existenz in der Emigration einfach das andere Leben gewesen, das wir mit Respekt betrachteten“[102], meinte der Literaturwissenschaftler Werner Mittenzwei (geb. 1927) im Rückblick.

Annette Simon[103] ist in ihrem Buch ausführlich auf das Problem der Loyalitätsfalle eingegangen. Für sie bildeten die Geschichten der Antifaschisten die Heldensagen der DDR. Die Überlebenden erfüllten das ideelle Vermächtnis der „vielen gemordeten Freunde und Genossen“. Diejenigen, die überlebt hatten und nach dem Zweiten Weltkrieg an der Regierung beteiligt wurden, haben nach Simon, „ihre unter der Verfolgung entstandenen Selbst- und Feindbilder und ihre Verletzungen weitergegeben. Sie installierten damit ein quasi-sadistisches Über-Ich, das seine Berechtigung aus der Anzahl der Toten, den Qualen der Opfer und ihren eigenen Leiden zog. Ein Über-Ich, das auf der einen Seite die Buße für diese Opfer und dieses Leid (für die deutsche Schuld) verlangte und das auf der anderen Seite den Wert eines Menschen an der Treue zu ihrer Ideologie maß.“[104]

Aus diesen „Heldensagen“ gründete sich die Loyalität der Intellektuellen gegenüber den Älteren, die die Hoffnung auf eine menschliche und friedliche Gesellschaft verkörperten. Sie waren für die Jungen zunächst das Maß. Sie repräsentierten das Neue und formten das Bild der entstehenden Gesellschaft. Sich gegen sie aufzulehnen, war gleichbedeutend mit der Verleugnung der Leiden des Krieges. Aus ihrem großen Respekt gegenüber den Älteren resultierte für die Jungen eine starke Autoritätshörigkeit. Und die Autoritäten waren die alten Genossen, die sich an die Spitze des jungen Staates gestellt hatten. Für Christa Wolf basiert die

---

[102]Mittenzwei, Werner, in: Grimm, Thomas (Hg.), Was von den Träumen blieb. Eine Bilanz der sozialistischen Utopie, Berlin 1993, S. 208. Auch Christa Wolf geht auf dieses Lehrer-Schüler-Verhältnis ein. Bei ihr heißt es dazu: „Sie waren die absolut und in jeder Hinsicht Vorbildlichen, wie diejenigen, die in jeder Hinsicht zu hören und zu lernen hatten.“, in: Wolf, Unerledigte Widersprüche, S. 30.

[103]Für Simon (geb. 1952) gründete der Loyalitätskonflikt in der auf antifaschistische Moral getrimmten Sozialisation, vermittelt wurde diese Moral durch die alten Genossen und durch die jüngere Aufbaugeneration, darunter ihre Eltern (Simon ist eine Tochter C. Wolfs).

[104]Simon, Versuch, S. 41.

Autoritätshörigkeit auf den Erfahrungen im nationalsozialistischen Deutschland. Die Abhängigkeit von Autoritäten sei ein sehr auffälliges Merkmal ihrer Generation gewesen, das sie von der einen Gesellschaft mit in die andere hinübergenommen hätten. Ihre Generation habe früh eine Ideologie gegen eine andere ausgetauscht.[105] Unter den gegebenen Umständen wurde es für diese Generation besonders problematisch, sich von den vorgegebenen Verhaltens- und Denkmustern zu lösen und ein eigenes Selbstverständnis im Sinne von Selbstständigkeit herauszubilden.

Das Loyalitätsproblem ergab sich also Wolf zufolge für ihre Generation aus der alternativlosen Geltung des Sozialismus, der absoluten Autorität der Älteren, verstärkt durch die oft auch persönlichen und intensiven Kontakte mit ihnen, und die in dieser Konstellation lange währende Unmündigkeit.

Die Emanzipationsbemühungen der Generation begannen Ende der 50er Jahre. Die Schriftsteller maßen Utopie und Realität aneinander und mussten dabei zwangsläufig auf die Differenzen stoßen. Dabei kündigten sie keineswegs die Loyalität zum System auf, wohl aber die zu den "Machern" des real existierenden Sozialismus. Ende der 50er Jahre/Anfang der 60er Jahre betrat diese Generation die öffentliche Bühne und konnte auf erste Erfolge verweisen. Für sie wurde immer mehr die Gegenwart zum Thema, die sie verbessern wollten. Dem Stolz auf eigenes Erreichtes folgte die Kritik an der Praxis des Sozialismus als das Erreichte der älteren Generation. Sie wollten sich den systemimmanenten Widersprüchen stellen und forderten von den Älteren, die ganze Wahrheit erfahren zu dürfen. An die Stelle der antagonistischen Gegensätze zwischen sozialistischer Gesellschaft und ihrer Gegner traten die nichtantagonistischen Gegensätze innerhalb des Sozialismus. Sie forderten einen besseren, menschlicheren Sozialismus ein.[106] Dabei ging es der Generation niemals um die Abschaffung des sozialistischen Systems, sondern um Reformen innerhalb der Gesellschaft, kurz: um mehr Sozialismus.

Der erste Schritt in der Loyalitätsaufkündigung der Schriftsteller gegenüber der Partei vollzog sich durch die Ereignisse des Jahres 1956. Zwar traf es hier in erster Linie noch nicht die Generation der Ende der 20er bis Ende der 30er Geborenen, doch sie musste ebenfalls ernüchtert die Realien des Sozialismus feststellen, wenn die Auseinandersetzung damit auch erst später begann. Das Jahr 1956 stellte für diese

---

[105]Wolf, Unerledigte Widersprüche, S. 26.

Generation dennoch die erste Grunderschütterung im Glauben an den positiven Fortgang der Geschichte dar. Die politische Praxis und die Mittel der Partei, die den Sozialismus verwirklichen wollte, musste sie verwundern und erschrecken.

1.2. Tauwetter, Ungarn-Aufstand und Konterrevolution - das Jahr 1956

> „Die Jahreszahl 1956 hat für viele Menschen heute noch einen besonderen Klang. Es schwingt da ein Ton von Hoffnung mit, aber auch von Resignation, Nostalgie und trotziger Selbstrechtfertigung. Es scheint sich um eines jener Generationserlebnisse zu handeln, die so schwer zu verifizieren sind, deren Existenz aber dennoch offensichtlich ist.“[107]

Auf dem XX. Parteitag der KPdSU im Februar enthüllte Chruschtschow das ganze Ausmaß der Verbrechen Stalins. Obwohl die so genannte Geheimrede in der DDR nicht veröffentlicht, sondern nur darüber berichtet werden durfte, wurde ihr Inhalt bekannter als alle Parteitagsreden zuvor. Im Denken der sozialistischen Intelligenz bildete sie fortan eine tiefe Zäsur. Die Erkenntnis, dass Stalin mit seiner Politik den Tod von Millionen Menschen zu verantworten hatte, dass er zum Henker seiner treuesten Genossen und Verehrer wurde und eine grauenvolle Blutspur hinterließ, erschütterte die Menschen, am meisten die, die sich in ihrem Denken diesem Mann verpflichtet gefühlt hatten. Nach diesen Enthüllungen, „schwanden die religiösen Züge im marxistischen Denken. Nunmehr wollte man wissen und nicht einfach nur glauben.“[108]

Die Aufklärung über Stalins Herrschaftspraktiken traf ohnehin auf eine Stimmung unter den Intellektuellen, die schon seit längerer Zeit versuchten, Wege zu finden, um mit der Regierung über neue Herangehensweisen und Verbesserungen des Sozialismus in die Diskussion zu kommen. Der XX. Parteitag verstärkte zunächst solche Tendenzen der freimütigen Kritik. Jetzt schien der Zeitpunkt gekommen, die Fehler im System zu beseitigen und endlich mit dem Aufbau des „wahren“

---

[106]Vgl. Brettschneider, Autonomie und Staatsdienst, S. 47/48.

[107]Wolle, Stefan, Der Traum vom demokratischen Sozialismus. Tod, Verklärung und Auferstehung einer gescheiterten Idee, in: Poppe, Ulrike/Eckert, Rainer/Kowalczuk, Ilko-Sascha (Hg.), Zwischen Selbstbehauptung und Anpassung. Formen des Widerstands und der Opposition in der DDR, Berlin 1995, S. 119.

[108]Mittenzwei, Intellektuellen, S. 132.

Sozialismus zu beginnen. Die Diskussion, die mit dem XX. Parteitag einsetzte, kam nie wieder zum Stillstand.

Doch die Tauwetter-Periode wurde abrupt durch die bewaffnete Niederschlagung des Ungarn-Aufstands im Oktober 1956 beendet. Für viele bedeutete dies das Ende der Reformhoffnungen. Ulbricht ließ keinen Zweifel daran: die wenig später einsetzende Verhaftungswelle der Harich-Gruppe[109] und die anschließenden Schauprozesse[110] sollten den angekratzten Führungsanspruch der Partei wieder sichern. Den Intellektuellen und literarischen Größen des Landes sollte vorgeführt werden, wohin all die Sonderwege und Abweichungen von der Partei führten. Es war unmissverständlich als Drohung zu verstehen. Ulbricht wollte damit vor allem die Debatte um die Fehler und Verbrechen Stalins zurückdrängen und verhindern, dass die Diskussion über den „Personenkult um Stalin“ weitergeführt wurde, zu den Grundfehlern einer Politik, die den Marxismus und Sozialismus in Verruf gebracht hatte. Ulbrichts Konsequenz aus dem XX. Parteitag hatte lediglich darin bestanden, Stalin aus der Reihe der Klassiker zu streichen. Natürlich hatte diese Maßnahme die Intellektuellen nicht besänftigen können. Chruschtschows Enthüllungen kamen „einer weltanschaulichen Korrektur mit unübersehbaren Folgen gleich“[111].

Am meisten erschütterten die Verbrechen Stalins die jüngere Generation. Sie traf es unvorbereitet. Sie hatten sich für den Sozialismus engagiert, weil er das Gegenteil von Faschismus zu sein versprach. Doch nun mussten sie erkennen, dass auch ein System wie der Sozialismus nicht vor barbarischen Methoden zurückschreckte, um seine Ziele zu ereichen. Jetzt erfuhr sie, dass sie sich wiederum an die Seite von

---

[109]Wolfgang Harich war der Kopf einer Bewegung, die sich um einen „besonderen deutschen Weg zum Sozialismus“ mühten. Sie setzten sich für eine Erneuerung des Sozialismus ein. Darunter waren auch die jungen Autoren Günter Kunert, Manfred Bieler, Jens Gerlach und Manfred Streubel sowie Walter Janka, Chef des Aufbau-Verlags.

[110]Die Schauprozesse gegen Harich und Janka sollten den oppositionellen Intellektuellen zur Abschreckung dienen. Wegen „konspirativer Tätigkeit“ und „Boykotthetze“ wurde Harich zu zehn Jahren Zuchthaus und Janka zu fünf Jahren verurteilt. Im Zuge dieser Prozesse wurde auch Erich Loest (geb. 1926) zu einer hohen Zuchthausstrafe verurteilt. Materialien und Dokumente zu diesen Vorgängen gibt es mittlerweile in hoher Zahl. Autobiografische Berichte haben Loest („Durch die Erde ein Riß“), Janka („Schwierigkieten mit der Wahrheit“) und auch Harich selbst („Keine Schwierigkeiten mit der Wahrheit“) vorgelegt.

[111]Mittenzwei, Intellektuellen, S. 150.

Schlächtern begeben hatte. Eine solche schmerzliche Erfahrung musste, um überhaupt geistig weiterleben zu können, erst einmal verdrängt werden. Doch die enthüllten Ereignisse wühlten weiter im Denken und beeinflussten von nun an das Selbstverständnis der Autorengeneration entscheidend. Das marxistische Denken bekam eine andere Dimension. Das Dilemma bestand für diese Generation darin, dass sie diesmal nicht einfach die Seite wechseln konnte. Sie waren im Geiste des Sozialismus erzogen wurden, die andere Seite Deutschlands mit ihrer Verachtung gegenüber dem beschrittenen Weg war keine Alternative.[112]

Als „konterrevolutionäres Zentrum" hatte Ulbricht zudem die Universität Leipzig mit dem Schülerkreis um Ernst Bloch ausgemacht. Bloch wurde von vielen der jungen Generation verehrt. Der harte Kurs Ulbrichts wurde ihnen durch die Zerschlagung des Blochschen Insituts vorgeführt. Bloch wurde 1957 zwangsemeritiert und verließ 1961 die DDR. „Das Prinzip Hoffnung" bestand für die Daheimgebliebenen weiter. Von der Utopie wollten und konnten sie nicht lassen, aber sie hatten gesehen, dass die anifaschistische Gesinnung allein nicht gegen Diktatur schützte.

Die konkrete Auseinandersetzung mit den Ereignissen von 1956 begann für die meisten dieser Generation allerdings erst in den 60er Jahren. Als sie in das Licht der Öffentlichkeit rückten, war für sie der Traum vom Sozialismus schon schwer angekratzt, nicht die Utopie an sich, wohl aber deren Realisation. Der Glaube an die alten Genossen, denen sie vertraut hatten, wurde erschüttert. Nunmehr begannen sie, sich von den Alten zu differenzieren und suchten ihren eigenen Weg, suchten neue Lösungen und Herangehensweisen. Hensing meint dazu: „Vielleicht darf man sogar sagen, dass sie in ihrer Kritik an den Älteren das Projekt Sozialismus gerade gegen deren Verfälschungen verteidigte."[113] Die Suche nach der Wahrheit wurde für die Generation zum Programm.

---

[112]Vgl. ebd., S. 134.

[113]Hensing, „Hoffnung", S. 32.

2. Die 60er Jahre - Das Jahrzehnt zwischen Mauerbau und Machtantritt Honeckers

2.1. Disziplinierung und Reformbemühungen - die Zeit zwischen 1961 und 1965

2.1.1. Der Mauerbau

Zu Beginn der 60er Jahre verschlechterte sich die wirtschaftliche Lage zusehends. Pläne mussten nach unten korrigiert werden, der Lebensstandard in Ost und West klaffte immer weiter auseinander, die Industrieproduktion ging zurück. Die Zwangskollektivierung, der so genannte „sozialistische Frühling auf dem Lande", brachte eine bedrohliche Verschlechterung der Lebensmittelversorgung mit sich. Es kam zu zahlreichen Versorgungsengpäßen. Dazu kam noch, dass der Wechselkurs von 1:4 zwischen DM und DDR-Mark „die Republik förmlich in die Knie zwang"[114]. Die Westberliner kauften billige Nahrungsmittel und preiswerte Industriewaren in der DDR, die Ostberliner, die im Westteil arbeiteten, konnten sich einen Lebensstandard leisten, der für den Großteil der Bevölkerung unerreichbar war. Das Schiebertum nahm zu. Durch Kontrollen und propagandistische Kritik an den in Westberlin Arbeitenden, versuchte die Regierung die Situation in den Griff zu bekommen.[115] Doch vergebens. Die Flüchtlingszahlen nahmen horende Größen an. Aus der Sicht der SED befand sich der Feind im Westen: er warb die Menschen ab.
Seit 1949 hatten 2.6 Millionen Menschen die DDR verlassen.[116] Da die meisten Flüchtlinge im arbeitsfähigen Alter standen und zudem gut ausgebildet waren, hatte der Flüchtlingsstrom verherrende Auswirkungen auf Wirtschaft und Gesellschaft der DDR. Im ersten Halbjahr 1961 stieg die Abwanderung der technisch-

---

[114]Mittenzwei, Intellektuellen, S. 181.

[115]Die Vorgänge schildert auch Stefan Heym in seiner Autobiografie. Für Recherchearbeiten begab er sich ein paar Tage mit dem Zollbeamten Anton Ruh auf Kontrollgänge in der U- und S-Bahn. Ruh soll zu Heym gesagt haben: „Alles, was wir tun, ist Stückwerk. Die drüben ersticken uns, mit ihrer Währung, ihren Waren, ihren Farben, ihren Rhythmen, ihrer Welt. Sie laugen uns aus. Sie saugen unsere Güter ab, das bißchen, was wir produzieren, und schlimmer noch, unsere Menschen.", in: Heym, Stefan, Nachruf, München 1998, S. 741/742.

[116]Vgl. Weber, Geschichte der DDR, S. 325.

wissenschaftlichen Intelligenz um 63 Prozent.[117] Allein im August 1961 flohen 47.000 Menschen in den Westen.[118]

Um ein Ausbluten des Staates zu verhindern, wusste sich die DDR-Führung bald keinen besseren Rat mehr, als die Grenzen zum Westen abzuriegeln. Am 13. August 1961 ließ die politische Führung deshalb den „antifaschistischen Schutzwall" zwischen Berlin/Ost und Berlin/West errichten. In einer Nacht-und-Nebel-Aktion wurde den Bürgern der DDR von einem Tag auf den anderen der Weg auf die andere Seite Deutschlands versperrt. Bald darauf wurde die Berliner Mauer durch befestigte Grenzabsperrungen der Zonengrenze, jetzt Staatsgrenze zur Bundesrepublik, ergänzt. Offiziell begründete die Regierung ihre Maßnahme mit dem Bestreben, die Bevölkerung von westlich-kapitalistischen Einflüssen fernzuhalten, worauf der Terminus „antifaschistischer Schutzwall" hinweisen sollte.[119] Die Errichtung der Mauer gilt als die eigentliche oder zweite Staatsgründung der DDR.

Gegen Bevölkerungteile, die wagten, sich mit dem Mauerbau nicht einverstanden zu erklären, ging die Regierung hart vor. Dass der gewohnte Weg nach Westberlin nun verschlossen bleiben sollte, löste Empörung aus. Man fühlte sich eingesperrt und sah sich mit Schwierigkeiten konfrontiert, die man auf die Dauer unerträglich fand.

Die Intellektuellen äußerten sich zunächst nur vereinzelt kritisch. In den Tagebüchern Brigitte Reimanns ist als einziger unmittelbarer Kommentar zu lesen:

> „Die Sprache in den Zeitungen ist ekelerregend (sie gibt sich aber als 'die harte Sprache der Arbeiterklasse' aus); Leute, die an der Grenze wohnen, werden exmittiert; Antennen, die noch nach Westen gerichtet sind, werden von den Dächern gerissen und zertrampelt; Studenten, die das FDJ-Aufgebot noch nicht unterschrieben haben, werden geext... Es ist, um den Kopf zu verlieren, und wir sind verbittert und unglücklich. Das ist nicht der Sozialismus, für den wir schreiben wollten. Man hat uns schon einmal betrogen, man hat schon einmal in Deutschland auf die 'große Linie' verwiesen, um tausendfaches Unrecht zu legalisieren."[120]

---

[117]Vgl. Mittenzwei, Intellektuellen, S. 181.

[118]Vgl. Weber, Geschichte der DDR, S. 325.

[119]Vgl. Emmerich, Kleine Literaturgeschichte, S. 176.

[120]Reimann, Brigitte, Ich bedaure nichts. Tagebücher 1955-1963, Berlin 2000, S. 213. Der Eintrag stammt vom 4.10.61. Bei Stefan Heym findet sich folgender Satz: „Aber was ist das für ein Sozialismus, der sich einmauern muß, damit ihm sein Volk nicht davon läuft?", in: Heym, Nachruf, S. 745.

Nicht wenige Intellektuelle erlebten die Situation nach dem Mauerbau einerseits als Niederlage und andererseits als Aufbruchsstimmung. Die meisten Angehörigen der Intelligenz versuchten, in der drastischen Maßnahme eine Chance zur Emanzipation des Sozialismus zu sehen. Sie erhofften sich von der Grenzschließung größere Freiheiten in der Meinungsbildung und in den Publikationen. Sie glaubten, dass nun der Einwand hinfällig wäre, Kritik könne von der „gegnerischen Seite" benutzt werden. Man hoffte, dass sich die neue Ordnung nun ohne Störungen von außen verwirklichen ließe. Der Sozialismus erschien ihnen doch wichtiger als ein geeintes Deutschland.

Andererseits wirkte der Mauerbau auf die Schriftsteller lähmend, wie auf die meisten DDR-Bewohner überhaupt. Es brauchte Jahre, bis die Autoren ihre Sprache gegenüber der deutschen Teilung fanden. Der harte politische Kurs wurde gerade nach dem Mauerbau beibehalten. Jetzt hatte man die Leute sicher, sie konnten nicht mehr flüchten. Die Partei beschloss noch stärkere systematische ideologische Erziehungsarbeit zu leisten.[121]

Nachdem sich zeigte, dass der Mauerbau nicht den „wirtschaftlichen, politischen und moralischen Bankrott des Regimes"[122] bedeutete, begann man sich im Staat einzurichten. Die Menschen stellten sich darauf ein, ihr Leben in der DDR zu verbringen. Durch die vollzogene Einmauerung wurde das Augenmerk aller DDR-Bürger notgedrungen stärker auf ihre eigenen, örtlichen, sehr konkreten Lebensumstände und Verhältnisse gelenkt. Alltagssorgen standen im Vordergrund. Immer noch bestimmte die Mangelwirtschaft und die Jagd nach knappen Artikeln und Dienstleistungen das Leben. Jeder war gezwungen, sich mit den Widersprüchen und Problemen an Ort und Stelle auseinanderzusetzen oder sich wenigstens zu arrangieren. So vollzog sich die „Ankunft im Alltag"[123].

Die Intellektuellen erhofften von der Regierung nun größere Souveränität in allen Fragen. Nun, so hofften sie, könne man offene Wort sagen, um endlich den „wahren" Sozialismus zu verwirklichen. Heiner Müller erinnert sich in seiner Autobiografie:

---

[121]Vgl. Groth, Partei, Staat und Literatur, S. 71.

[122]Wolle, Heile Welt, S. 27.

[123]"Ankunft im Alltag" lautete ein Romantitel von Brigitte Reimann, der Roman erschien 1961. Danach wurde ein ganzer Typus von DDR-Literatur als „Ankunftsliteratur" bezeichnet.

> „Die Mauer als Schutz gegen das Ausbluten, und nun konnte man im Lande kritisch und realistisch mit allem umgehen.“[124]

Fast alle Autoren der DDR gaben dem Bau der Mauer ihre „uneingeschränkte ernste Zustimmung“[125]. Der durch die abgesicherte Grenze erreichte Status relativer Unangreifbarkeit, ließ es für kurze Zeit ungefährlich erscheinen, kritische Meinungen zu äußern. Doch die Parteiführung verfolgte einen kalkuliert autoritären Umgang mit ihren Schriftstellern. Auf einem ZK Plenum im November 1961 beschloss die Partei „ideologische Erziehungsarbeit mit den Künstlern zu leisten und bei Fällen nachweisbarer Renitenz hart durchzugreifen“[126]. Heiner Müller hatte bereits sechs Wochen nach dem Mauerbau, „die Instrumente der realsozialistischen Inquisition“[127] zu spüren bekommen. Sein Stück „Die Umsiedlerin“ wurde verboten und Müller nach Kritik und Selbstkritik aus dem Schriftstellerverband ausgeschlossen.

2.1.2. Generationswechsel

Anfang der 60er Jahre veränderte sich die Lage sowohl in der Politik als auch für die Intelligenz. Ein Generationswechsel zeichnete sich ab. Engler schreibt, es fand eine „Verjüngungs- und Akademisierungswelle“[128]statt. Die Jungen meldeten sich zu Wort und versuchten sich in der Folge von den Alten abzugrenzen. Sie wollten die Alten zum Reden bringen, über enttäuschte Hoffnungen und gescheiterte Versuche, die politische Praxis zu ändern. Sie forderten von den Alten die ganze Wahrheit und beteuerten dabei immer wieder, zum Sozialismus zu stehen, aber sie wollten es anders machen, besser machen und forderten Vertrauen, was die Alten den Jungen nicht entgegenbringen konnten. Es erhob sich eine Barriere zwischen den Generationen. Die Alten verstanden die Jungen und die Welt, in der sie lebten, mit ihren Schwierigkeiten und Problemen nicht mehr.[129]

---

[124]Müller, Heiner, Krieg ohne Schlacht. Leben in zwei Diktaturen, Köln 1992, S. 186.

[125]Hermlin, Stephan, so zit. in Emmerich, Kleine Literaturgeschichte, S. 179.

[126]Groth, Partei, Staat und Literatur, S. 71.

[127]Emmerich, Kleine Literaturgeschichte, S. 179.

[128]Engler, Ostdeutschen, S. 122.

[129]Vgl. dazu auch die Tagebücher von Brigitte Reimann. Sie schreibt über den alten Hans Marchwitza: „Er hat das Ziel seines Lebens erreicht, er lebt schon im Sozialismus; ich glaube, er versteht auch unsere Welt und ihre Schwierigkeiten nicht mehr. [...] Wir erzählten von unserem Leben. Er wollte

Die junge Generation wollte nach dem Mauerbau den Sozialismus durch notwendige Reformen verbessern. Sie ging dazu eine Verbindung aus Künstlern, Wissenschaftlern, Experten und Praktikern ein und tauschte sich intensiv aus. Es war die „Kritik der sachkundigen Macher aus Wirtschaft, Politik, Öffentlichkeit und Kunst“[130]. Sie bildeten die Generation der „Reformsozialisten“. Unter Einbezug der modernen Wissenschaften sollten die Mängel der DDR überwunden werden.

Die Generation der um 1930 Geborenen kommunizierte regelmäßig, leidenschaftlich und öffentlich, wie es weder davor noch danach der Fall war. Sie glaubten, wenn sie ausreichend Kraft besäßen, die Karrieristen kaltzustellen und Teile der älteren Generation noch einmal mitzureißen, hätten sie genug Rückhalt, um ihre Forderungen bei der Regierung durchzusetzen und das in einer Periode, in der die politische Führung selbst auf Reformen setze.[131] Das war eine einmalige Situation in der Geschichte der DDR. Nur zu Beginn der 60er Jahre drängten Führung, Experten, Intellektuelle und Bevölkerung gleichermaßen auf Veränderungen. Plenzdorf charakterisiert die frühen 60er Jahre folgendermaßen:

> „Die Zeit in der wir geschrieben und gedreht haben, war eigentlich nicht schlecht, und in gewisser Weise spielte die Mauer sogar eine positive Rolle. Nun war der Osten der Osten und der Westen war der Westen. Wir hatten die Mauer im Rücken - so dachten wir zumindest. Überdies schien es uns Ermunterungen von oben zu geben, nun endlich loszulegen, an die Substanz zu gehen und zu fragen, was die Ideale besagen und was die Wirklichkeit.“[132]

2.1.3. Bitterfelder Weg

Ulbricht hatte Ende der 50er Jahre gemerkt, dass er in der bisherigen Weise nicht mehr weiterkam. Er entwickelte sich in der darauffolgenden Zeit zum „überaus geschickten Krisenmanager“[133]. Er konnte zwar die Führungsrolle der Sowjetunion

---

einen Roman über Pumpe schreiben. [...] er habe den Roman beiseite gelegt [...]. Dies schien uns Erkenntnis und Eingeständnis, daß er von der Welt - der Republik, der Arbeiterklasse 1961, nicht viel weiß, nicht genug weiß, daß er sie vielleicht gar nicht mehr begreift.“, in: Ich bedaure nichts, S. 226.

[130]Land/Possekel, Namenlose Stimmen, S. 35.

[131]Vgl. Engler, Ostdeutschen, S. 123.

[132]Plenzdorf, in: Grimm (Hg.), Was von den Träumen blieb, S. 122.

[133]Mittenzwei, Intellektuellen, S. 174.

nicht aufkündigen, leitete aber Reformen ein, mit denen er sich von einigen Fixpunkten des sowjetischem Modells löste. Da die DDR in allen entscheidenden Fragen von der Sowjetunion abhängig war, beobachtete Moskau misstrauisch, was Ulbricht unternahm.

Ulbricht wandte sich Ende der 50er Jahre, mehr noch in den 60er Jahren den Schriftstellern und Künstlern zu. Er war bemüht, sie mit seiner Politik und seinen ökonomischen Vorstellungen vertraut zu machen. Da den Schriftstellern seiner Meinung nach die Aufgabe zufiel, ihn in seiner Politik bedingungslos zu unterstützen, erhielten diese nun Einsicht in die innersten Staatsangelegenheiten. Das verstärkte für die junge Generation das Gefühl, dass sie beim weiteren Aufbau des Sozialismus und bei der Beseitigung seiner Mängel gebraucht wurden. Sie waren in der Überzeugung erzogen worden, sich mit ihrer ganzen Kraft und ihrem ganzen Können der Sache des Sozialismus zu widmen. Je mehr Beachtung ihnen von Partei- und Staatsführung entgegen gebracht wurde, desto mehr verstärkte sich für sie das Gefühl, direkten Einfluss auf die Politik und Kulturpolitik ihres Landes nehmen zu können. Und hierbei fiel der Politik nicht nur die Aufgabe zu, die Angelegenheiten der Gesellschaft zu regeln, sondern dem ideologischen Verständnis nach war sie ohnehin eine Angelegenheit des Volkes und vollzog den gesetzmäßigen geschichtlichen Fortschritt.

Ende der 50er Jahre installierte Ulbricht eine Bewegung, die Künstler und Werktätige zusammenführen sollte - den Bitterfelder Weg. Ulbricht ging von einer hohen Identifikationskraft durch Literatur aus. Diese Kraft suchte er für seine Politik nutzbar zu machen. Literatur habe Vorbildcharaktere zu schaffen, mit denen sich die Menschen identifizieren können. Die Gestaltung des „positiven Helden“ würde dabei die Menschen anregen, ihnen nachzueifern. Hierin sah Ulbricht sogar ein Mittel zur Steigerung der Arbeitsproduktivität. Literatur habe von den Kriterien der Parteilichkeit und von der „Förderung und Stabilisierung des sozialistischen Bewußtseins“[134] auszugehen. Mit der breit angelegten kulturpolitischen Offensive des Bitterfelder Wegs glaubte die Partei von der im Keim erstickten Entstalinisierung in Staat und Gesellschaft ablenken zu können, „indem sie die staatstragenden Teile der Gesellschaft auf ein umfassendes kulturpolitisches Ziel einschwor. Sie traute sich

zu, die Welt der Wirtschaft mit der Welt der Kunst und Literatur, die Welt der Literaten und Künstler mit der Welt der Arbeiter und Bauern auszusöhnen.“[135] Die Verbindung aus wirtschaftlicher Produktivität und kreativer Gestaltung sowie aus Literatur, Kunst und Arbeitswelt sollte, so erhoffte sich Ulbricht, der Republik zu einem geistigen und ökonomischen Höhenflug verhelfen.

Auf der 1. Bitterfelder Konferenz 1959, die unter der Losung „Greif zur Feder, Kumpel, die sozialistische Nationalliteratur braucht dich!“ stand, forderte Ulbricht die Arbeiter und Bauern auf, „die Höhen der Kultur [zu] stürmen und von ihnen Besitz [zu] ergreifen“[136]. Für die Schriftsteller hieß die Botschaft: Wenn ihr nicht selbst in die Betriebe und Produktionsstätten geht und nicht bald Romane, Erzählungen und Gedichte über die sozialistische Arbeitswelt von heute entstehen, werden sie die Werktätigen eben selbst schreiben. Die Schriftsteller sollten in die Betriebe gehen, mit Brigaden zusammenarbeiten und die Arbeitsbedingungen an Ort und Stelle studieren. Den „Kumpeln“ oblag die Dokumentation der alltäglichen Kämpfe und Fortschritte im Produktionsbereich.

Die Realisierung dieses Programms erwies sich allerdings von Anfang an als schwierig. Zwar folgten viele Schriftsteller der Aufforderung, in die Betriebe zu gehen[137] und es entstanden zahlreiche „Zirkel schreibender Arbeiter“, doch von einer allgemeinen Bewegung, die die Trennung von Kunst und Leben aufhob und die „Hand- und Kopfarbeiter“ einander näher brachte, konnte nicht die Rede sein. In den Jahren von 1960 bis 1963 vollzog sich dann ein Prozess der kulturpolitischen Revision. Ulbricht ließ die massenkulturelle Initiative wieder versanden. Auch in der DDR ließ sich die Ausdifferenzierung der Gesellschaft nicht aufhalten, ganz zu schweigen von den ästhetischen Folgen dieses Programms. Heiner Müller fasste seine Erfahrung folgendermaßen zusammen:

> „Dieses Bitterfelder Programm, „Greif zur Feder, Kumpel“, war ja ganz einsichtig, heraus kam eine Parodie, Domestizierung statt Klassenemanzipation. Auch eine ABM für erfolglose Schriftsteller. Die

---

[134]Zit. nach Groth, Joachim Rüdiger, Widersprüche. Literatur und Politik in der DDR 1949-1989, Frankfurt/M. 1996, S. 59.

[135]Rüther, Greif zur Feder, S. 86.

[136]Zit. nach Schubbe, Elimar, Dokumente zur Kunst-, Literatur- und Kulturpolitik der SED (1946-1970), Stuttgart 1972, S. 536.

[137]Dazu zählten beispielsweise H. Müller, B. Reimann, C. Wolf, F. Fühmann, E. Neutsch.

> Höhen der Kultur mußten planiert werden, damit sie erstürmt werden konnten. Ich habe einmal einen Zirkel schreibender Arbeiter besucht, er bestand aus schreibenden Sekretärinnen, schreibenden Buchhaltern und zwei Renommierarbeitern. Der Zirkel wurde von einer älteren Lyrikerin angeleitet, die brachte denen bei, wie man Naturgedichte schreibt. Generationen von Schriftstellern lebten von dieser Tätigkeit. Einige ernst zu nehmende Autoren sind aus diesen Zirkeln hervorgegangen, Werner Bräunig zum Beispiel. Bräunig hat einen Wismut-Roman geschrieben, der nicht erschienen ist, weil er die Realität beschrieb.“[138]

Die Bewegung hatte so erhebliche Konsequenzen, wenn auch andere als die Propagandisten gewünscht hatten. Fortan wurde in der Partei wie im Wirtschaftsleben Kunst und Kultur wichtig genommen. Selbst wenn das oft sehr formal betrieben wurde, veränderte es doch die Lebensgewohnheiten der Menschen und hob das allgemeine kulturelle Niveau der Bevölkerung.

Wichtiger war aber noch, dass die Schriftsteller, die sich in die Betriebe begeben hatten, nun die Realität kennenlernten, nur war es eine andere als die von Ulbricht propagierte. Der Bitterfelder Weg führte für die Schriftsteller zu einer eigenen künstlerischen Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit, die sehr viel realitätsnäher war, als alles andere zuvor. Unfreiwillig hatte Ulbricht den Schriftstellern die Widersprüche zwischen tatsächlich Erreichtem und Propagiertem offengelegt. Der Praxisschock bewirkte bei vielen Schriftstellern einen „Utopieverlust durch Realitätsnähe“[139]. In der Beschreibung der gesellschaftlichen Realität fanden sich nun verstärkt kritische Tendenzen. Die Schriftsteller hielten es ihrem Selbstverständnis nach für ihr gutes Recht, Missstände aufzuzeigen und eine Zeit lang schien auch das politische Klima dafür günstig.

Gerade die junge Generation hatte sich in die Betriebe begeben und brachte von dort eine neue Sicht auf die Wirklichkeit mit. Ihre unmittelbar in der sozialistischen Arbeitswelt gewonnenen Erfahrungen und Einblicke standen dem von der Partei vorgegebenen Bild „vom heldenhaften Kampf der Werktätigen“ diametral gegenüber.[140] Die Jungen hinterfragten die Gegenwart, wiesen zunehmend auf ihre Schwierigkeiten hin und fanden in der Abgrenzung zu den Alten, die Welt sei nicht

---

[138]Müller, Krieg ohne Schlacht, S. 153/154.

[139]Rüther, Greif zur Feder, S. 95.

[140]Vgl. Rüther, Günther, Zwischen Anpassung und Kritik. Literatur im realexistierenden Sozialismus der DDR, Melle 1989, S. 33.

im Glück. Die Losung lautete nunmehr: Jetzt und nicht morgen. Dieses Selbstbewusstsein der jungen Autoren traf den Nerv einer ganzen Generation.[141] Außerdem entdeckte die Generation dabei den Stellenwert ihrer eigenen Erfahrung und damit das eigene Subjekt.

2.1.4. Das Neue Ökonomische System der Planung und Leitung (NÖSPL)

Was Ulbricht mit dem Bitterfelder Weg unternahm, strafte Moskau nur mit Nichtbeachtung. Einen riskanten Schritt vollzog er allerdings, als er das NÖSPL einführte. Das NÖSPL sollte der weitgehendste Reformversuch in der Geschichte der DDR werden, auch wenn er mißlang. Ulbricht ging damit bis an die Grenzen seiner Möglichkeiten im Verhältnis zur Sowjetunion. Doch seit 1961 stieg das kritische Potenzial im Land, da der Weg in den Westen versperrt war. Die Bindung der Bevölkerung an das System hing weitgehend von der Verbesserung der Wirtschaft und von der Steigerung des Lebensstandards ab. Chruschtschow hatte 1961 seiner Entstalinisierung noch einmal Nachdruck verschafft.[142] So muss Ulbricht geglaubt haben, die Gunst der Stunde nutzen zu können. Mit der Einführung des NÖSPL 1963 gingen in den folgenden Jahren wichtige Impulse auf alle anderen gesellschaftlichen Bereiche aus.[143]

Ulbricht war sich bewusst, dass das von der Sowjetunion übernommene Wirtschaftssystem an schwerwiegenden Mängeln litt. Er wollte es durch ein neues, den Bedingungen der DDR und der beginnenden wissenschaftlich-technischen Revolution besser entsprechendes, hauptsächlich nach ökonomischen Kriterien funktionierendes Wirtschaftssystem ersetzen. Hauptziel des NÖSPL war eine Modernisierung und Rationalisierung der Wirtschaft zum Zweck der Effektivierung der Volkswirtschaft. Ulbricht wollte die Rentabilität der Betriebe erhöhen und verlangte deshalb eine Relativierung der staatlichen Planung und eine kostenorientierte Preisgestaltung. Dem Wirtschaftsprozess wurde damit erstmalig eine gewisse Selbstregulierung zugeschrieben. Entscheidung und Verantwortung für wirtschaftliche Vorgänge sollten dezentralisiert und damit im gewissen Sinn

---

[141]Vgl. Mittenzwei, Intellektuellen, S. 195.

[142]Vgl. Weber, Geschichte der DDR, S. 332.

[143]Vgl. Mittenzwei, Intellektuellen, S. 175.

demokratisiert werden. Administrative Einzelanweisungen von oben sollten durch ein in sich geschlossenes selbstregulatives „System ökonomischer Hebel“ ersetzt werden und die „Tonnenideologie“ durch Orientierung auf Qualität ablösen. Um das zu erreichen, setzte Ulbricht auf ein wissenschaftlich fundiertes System der Leitung und Planung. Den Planern und Leitern wurde für das Fortschreiten der Arbeitsproduktivität eine entscheidende Position im Wirtschaftsprozess zugewiesen. Sie unterstanden dem Gebot permanenter Weiterqualifizierung.[144]

Ulbrichts neuer Wirtschaftskurs stieß zum Teil bei führenden Parteifunktionären auf Misstrauen und Widerspruch. Hinzu kam, dass Ulbricht sich neue Leute in den Apparat holte, wie den Kopf des NÖSPL, Erich Apel. Er war Techniker und hatte keine große Parteivergangenheit aufzuweisen. Ulbricht scheute sich nicht, Intellektuelle in seinen Apparat zu holen, solange sie seine Vorhaben unterstützten.

Neben den materiell-technischen und ökonomischen Aufgaben rückte die SED „die Erziehung der Menschen der sozialistischen Epoche“[145] in den Mittelpunkt, wobei insbesondere Ulbricht die Einheit beider Aufgaben betonte. Der sozialistische Mensch sollte sich neben einem politisch-ideologischen Bewusstsein vor allem durch hohes fachliches Wissen und Können, Einsatzbereitschaft, Kreativität und stete Bereitschaft zum Lernen auszeichnen. Gebraucht wurde ein Typ Mensch, dessen schöpferische Aktivität es möglich machte, im Wettbewerb der beiden Systeme die Bundesrepublik zu „überholen ohne einzuholen“. Deshalb versuchte Ulbricht ein Klima zu schaffen, das Leitungen stimulierte und Kreativität, konstruktives Denken und Engagement förderte. Ulbricht sah, dass derart anspruchsvolle Ziele keine Erfolgschancen haben konnten, ohne die Abkehr vom dogmatischen Bürokratismus und eine gewisse Liberalisierung. Dennoch waren die eingeleiteten Reformen immer von oben gesteuert und betonten eher noch den Führungsanspruch der Partei.[146]

In der risikoreichen Zeit der Wirtschaftsreformen verstärkte Ulbricht seine Bemühungen um die Intellektuellen und Schriftsteller. Fast könnte man den Eindruck

---

[144]Vgl. dazu auch die Ausführungen Emmerichs, Kleine Literaturgeschichte, S. 184. Auch Monika Kaiser geht ausführlich auf das NÖSPL ein, in: Machtwechsel von Ulbricht zu Honeker. Funktionsmechanismen der SED-Diktatur in Konfliktsituationen 1962 bis 1972, Berlin 1997, S. 57-84.

[145]Ulbricht, Walter, Das Programm des Sozialismus und die geschichtliche Aufgabe der SED, in: Protokoll VI. Parteitag, Bd. 1, S. 29.

[146]Vgl. Kaiser, Machtwechsel, S. 61

gewinnen, er habe die Nähe der Schriftsteller gesucht. Gleichzeitig dominierte jedoch in den Beziehungen eine kleinliche Bevormundung. Es begann die Phase der persönlichen Aussprachen, Beratungen und Einladungen. Schriftsteller rückten in das Zentralkomitee der Partei auf.[147] Von ihnen wurden nun Bücher verlangt, die die Menschen bewegten und die Fortschritte des Sozialismus aufzeigten. Künstler saßen in Präsidien und standen auf Tribünen, nahmen an politischen wie wissenschaftlichen Konferenzen teil, kurz: sie erhielten einen umfassenden Einblick in die ökonomischen Probleme. Sie waren aufgerufen, sich an der Verbesserung des Sozialismus, und in erster Linie betraf das die Wirtschaft, zu beteiligen. Ulbricht wies den Schriftstellern ausgehend von der neuen ökonomischen Konzeption die Rolle von Leitern und Planern zu. Sie sollten mindestens zwei Berufe ausüben, um die Praxis zu verstehen. „Ohne Veränderung ihres eigenen Lebens könnten sie nicht den Wandel im Lande gestalten.“[148] Durch positive Darstellungen der Entwicklung des Sozialismus versprach sich Ulbricht einen direkten ökonomischen Nutzen.

Besonders mühte er sich um die junge Generation. Sie zu gewinnen und zu disziplinieren, betrachtete Ulbricht als ebenso wichtig wie die Leitung der Wirtschaft. Die junge Generation hatte sich zusammengefunden und saß in den wichtigen Gremien des Landes. Überall beriet sie mit und war am Reformprozess entscheidend beteiligt. Sie machte den gesellschaftlichen Umbruch zu ihrem „ureigensten Projekt“[149]. Dabei war es jedoch für die Schriftsteller eine schwer zu durchschauende Angelegenheit, sich in die Machtspiele Ulbrichts einbezogen zu sehen. Sie konnten sich persönlich an ihn oder die Parteispitze wenden, um ihre Probleme zur Sprache zu bringen. Das alles hatte etwas Verführerisches. Wer von Ulbricht eingeladen oder ins Gespräch gezogen wurde, kam in die Presse oder auf den Bildschirm. Da die Schriftsteller immer wieder nach Mitspracherecht und Mitgestaltung verlangt hatten, konnten sie nun schlecht ausschlagen, was sie selbst forderten. Doch schwierig wurde es für sie, eine klare Trennung zwischen Mitgestalten und Benutztwerden zu finden. Aus den Tagebüchern Brigitte Reimanns lässt sich dieses ambivalente Verhältnis zur Macht herauslesen. Einerseits schmeichelte der jungen Autorin die Beachtung Ulbrichts, auf der anderen Seite durchschaute sie zunehmend dessen

---

[147]Prominentestes Beispiel ist Christa Wolf, die 1963 in das ZK gewählt wurde.

[148]Mittenzwei, Intellektuellen, S. 214.

[149]Engler, Ostdeutschen, S. 321.

Machtspiele. Zur 2. Bitterfelder Konferenz 1964, auf der Ulbricht den Schriftstellern die Rolle der Leiter und Planer zuschrieb, notierte sie:

> „Heute ist eine 'persönliche Aussprache' zwischen W[alter] U[lbricht] und Schriftstellern. Ich bin der Einladung nicht gefolgt. Keine Lust, mit der Macht zu flirten und anspruchsvolle Plattheiten zu hören."[150]

Wie in der Wirtschaft wurden auch auf kulturellem Gebiet die Fesseln gelockert. Eine flexiblere Politik, als Widerspiegelung der komplexer gewordenen Probleme, sollte auf allen Gebieten praktiziert werden. Ansätze einer Liberalisierung führten beispielsweise zu überfüllten Auditorien, auf denen kritische Dichter wie Wolf Biermann oder Heinz Kahlau[151] aus ihren Werken vorlesen konnten.[152] Es gab Gespräche, die die Regierung für ihre Propaganda nutzte, die aber auch für die Schriftsteller und die Kunst im Allgemeinen etwas bewirkte. Die Öffentlichkeit nahm Kenntnis von ihrem Schaffen und ihren Problemen. Wer auf der staatlichen Ebene verkehrte, bekam Einblicke in das Machtgefüge, in das Mögliche und das Aussichtslose. Daraus ergaben sich unterschiedliche Schlussfolgerungen der Beteiligten. Einige versuchten sich zurückzuhalten, andere setzten auf die Möglichkeiten, die man ihnen bot, um damit den eigenen Zielen näher zu kommen.

2.1.5. Emanzipationsbestrebungen der Jungen

Die junge Autorengeneration verweigerte sich zunehmend der schönfärberischen Grundhaltung gegenüber dem Sozialismus. Sie wollten sich nicht mehr bevormunden lassen, auch dann nicht, wenn sie von einem festen sozialistischen Standpunkt ausgingen. Im Gegenteil, für sie bedeutete Sozialismus die Mitgestaltung jedes einzelnen an der Gesellschaft. Dieses Recht klagten sie nun verstärkt ein. Die junge Generation grenzte sich damit ganz bewusst gegen das politische Verständnis der Alten ab. Deren Führungsstil entsprach nicht den Vorstellungen der Jungen. Sie kritisierten immer wieder den dogmatischen und verbürokratisierten Parteiapparat. Die Jungen suchten nach neuen und eigenständigeren Wegen, um den Zeichen der Zeit gerecht zu werden.

---

[150]Reimann, Brigitte, Alles schmeckt nach Abschied. Tagebücher 1964-1970, Berlin 2001, S. 166.

[151]Beide gehören zur Generation der Jungen. Biermann wurde 1936 und Kahlau 1931 geboren.

[152]Vgl. Weber, Geschichte der DDR, S. 356ff.

Zu den Auswirkungen des Bitterfelder Wegs und des NÖSPL gehörte für diese Generation der Einblick in die Realität der sozialistischen Arbeitswelt und der Blick hinter die Kulissen der Macht. Sie zeigten sich nicht länger bereit, persönliche Erfahrungen „zugunsten ideologischer Verheißungen und Beschönigungen der Gegenwart zu verdrängen“[153]. Günter Kunert benannte das Selbstverständnis seiner Generation nun „existentiell und kritisch“[154]. Die institutionalisierte Gegenelite aus wirtschaftlicher, technischer, wissenschaftlicher und künstlerischer Intelligenz geriet zunehmend in den Widerspruch zur „strategischen Führungsgruppe“. Die marxistische Kategorie der Selbstständigkeit war ihnen eigenes Bedürfnis, Gefühl und Anspruch geworden. Sie sahen besonders deutlich den „Widerspruch zwischen dem aktuellen Entwicklungsstatus und dem höheren Forschungsniveau“[155]. Aus solchen Konstellationen entwickelte sich ein neuer Subjektivitätsbegriff, der sich an den gesellschaftlichen Widersprüchen und am Subjekt selbst orientierte. Forderte man mehr Selbstständigkeit und Eigenverantwortung in der Wirtschaft, hatte dies natürlich Auswirkungen auf andere gesellschaftliche Bereiche. Immer mehr Schriftsteller weigerten sich, ihre Leser im staatlichen Auftrag zu pädagogisieren. In den Werken der jungen Generation wird die Enttäuschung über die wachsende Entfremdung des ideologischen Anspruchs von der erfahrenen Realität im Alltag der DDR zum Ausdruck gebracht. Sie versuchten, die Erfahrung des Jetzt und Hier in der unmittelbaren DDR-Wirklichkeit darzustellen. Dabei zeigten sie die Konflikte in der Entwicklung der sozialistischen Gesellschaft auf und suchten im Umgang mit ihnen ihre Verantwortung. Durch ihre „Auffassung von der Grundkonstellation der Widersprüche und der daraus resultierenden Konflikte“[156] wollten die Schriftsteller zwar die Probleme genau kenntlich machen und benennen, nicht jedoch die Schlussfolgerung eines Bruchs nahe legen, „weder eines Bruchs mit dem Projekt Sozialismus noch eines Bruchs mit den politischen Trägern des Projekts“ [157]. Denn das „Projekt Sozialismus“ stand niemals in Frage und ein solcher Eindruck sollte auch nicht erweckt werden.

---

[153]Rüther, Zwischen Anpassung und Kritik, S. 38.

[154]Zit. nach ebd., S.39.

[155]Hillmann, Heinrich, Subjektivität in der Prosa, in: Schmitt (Hg.), Literatur der DDR, S. 411.

[156]Hensing, Hoffnung, S. 7.

[157]Ebd.

Dennoch, die Generation, die in den Sozialismus hineinwuchs und das Neue als das ihre mit Enthusiasmus begrüßt hatte, war, zur Enttäuschung der führenden Alten, zu kritischem Selbstbewusstsein erwacht. Die Liberalisierungstendenzen in der Zeit zwischen 1962 und 1965 brachte für die junge Generation innere Bewegungsfreiheiten, die ihrem Anspruch auf Mitgestaltung entgegenzukommen schienen.

2.2. Kahlschlag - Das 11. Plenum des ZK der SED 1965

2.2.1 Zum Vorfeld

Kam es in der Zeit zwischen 1962 und 1965 zu gewissen kulturpolitischen Lockerungen, hat es doch an Gegenteiligem nicht gemangelt. Stefan Hermlin wurde für seine Lesung junger Lyriker in der Akademie der Künste im Dezember 1962, bei der u.a. Biermann, Sarah Kirsch und Volker Braun zum ersten Mal vor einem größeren Publikum ihre Texte präsentierten, schwer gerügt. Biermann erhielt eingeschränktes Auftrittsverbot und wurde 1963 aus der Partei ausgeschlossen. Peter Huchel musste seinen Posten als Chefredakteur bei „Sinn und Form“[158] verlassen. Eine internationale Kafka-Konferenz von Autoren und Wissenschaftlern im Mai 1963 in Liblice verhärtete den Kurs noch. Einige der sich als Marxisten verstehenden Teilnehmer hatten es gewagt, die kafkaschen Entfremdungsparabeln auch noch in sozialistischen Ländern für aktuell zu erklären. Hans Mayer verließ das Land.

Chruschtschow wurde 1964 von Breschnew gestürzt, der die Zügel wieder härter anzog. Damit bekamen auch die Reformgegner[159] unter der Führung Honeckers im Politbüro Auftrieb. Sie sahen auf Dauer ihre Position durch das NÖSPL gefährdet. Da Ulbricht sich Fachleute und Spezialisten heranholte, fürchteten die Reformgegener um das uneingeschränkte Machtmonopol der SED. Sie fühlten sich durch Ulbrichts Reformkurs weitgehend aus dem politischen Geschehen ausgegrenzt. Trotz wirtschaftlicher Erfolge, wies das neue System doch noch Mängel und Fehler

---

[158]“Sinn und Form“ war die Akademie-Zeitschrift, die sich unter Huchel internationale Anerkennung erworben hatte.

[159]Zu den „Moskau-getreuen“ Reformgegnern im Politbüro zählten neben Honecker Stoph, Mittag, Hager, Fröhlich, Kurella.

auf. Das nutzten die Reformgegner und betonten zunehmend die Schwächen des NÖSPL. Außerdem konnten sie sich der Unterstützung von sowjetischer Seite sicher sein. Breschnew fand keinen besonderen Gefallen an Ulbrichts Wirtschaftsplänen, da diese die wirtschaftliche Abhängigkeit der DDR von der Sowjetunion einzuschränken versuchten.[160]

Es ist hier nicht der Ort, auf die komplizierten wirtschaftlichen Verstrickungen und erpresserischen Methoden der Sowjetregierung, sowie auf persönliche Intrigen und Machtspiele im Politbüro der SED einzugehen. Wichtig ist jedoch, dass sich die Lage vor dem 11. Plenum des ZK der SED zuspitzte. Das 11. Plenum hatte entscheidende Auswirkungen auf das kulturelle Leben in der DDR und war doch ursprünglich eindeutig als Wirtschafts-Plenum konzipiert. Geplant war von den Reformgegnern eine Auseinandersetzung mit Apel, dem Kopf des NÖSPL. Er sollte als der Schuldige an den noch ungelösten wirtschaftlichen Problemen gebrandmarkt werden.[161] Das 11. Plenum nahm jedoch durch den Tod Apels kurz vor dem Plenum einen anderen Verlauf. Offiziell hieß es, Apel habe sich wegen der Auseinandersetzung um die Weiterführung der Wirtschaftsreform und wegen der schwierigen Wirtschaftsbeziehungen zur Sowjetunion wenige Stunden bevor er den langfristigen Handelsvertrag zwischen der DDR und der Sowjetunion unterzeichnen sollte, selbst umgebracht. Die möglicherweise auf dem 11. Plenum von einigen Politbüro-Mitgliedern beabsichtigte Präsentation Apels als „Hauptschuldigen“ verbot sich nun von selbst. Den Kritikern wäre es schwer gefallen, gegen einen Toten zu wettern oder den Vorstoß direkt auf Ulbricht zu lenken. Die Annahme liegt nahe, dass Honecker nun schnell nach neuen „Sündenböcken“ suchte, um seine Absichten weiter verfolgen und den Reformprozess einschränken zu können. Wie stets in Krisenzeiten nahm man sich die Kräfte vor, von denen man den geringsten Widerstand erwartete und die dennoch wirkungsvoll zu treffen waren. Die von Ulbricht angestoßenen Liberalisierungs-, Dezentralisierungs- und Demokratisierungstendenzen bargen potentiell Gefahren für die Aufrechterhaltung des Machtmonopols der SED in sich. Um diese Gefahren, die zu jener Zeit mehr eingebildet als tatsächlich vorhanden waren, ging es den Gegenreformern eigentlich. Sie ließen sich aber nirgends so überzeugend festmachen wie anhand des

[160] Ausführlich dazu Kaiser, Machtwechsel, Kapitel 2.

geschriebenen oder gesprochenen Worts. Es bot sich für die Reformgegner daher geradezu an, einen paradigmatischen Angriff auf Künstler zu starten und damit zugleich einen Kurswechsel zu erzwingen.[162] Deshalb fielen die Hiebe Honeckers so heftig aus, die er gegen kritische Geistes- und Kulturschaffende austeilte. Das brachte dem 11. Plenum den unrühmlichen Ruf des kulturellen „Kahlschlags". Christa Wolf beschrieb die Situation folgendermaßen:

> „Auf dem 11. Plenum kam, allerdings nun für mich doch in einer überraschenden und erregenden Weise, dann in dem Bericht von Erich Honecker dieser zentrale Angriff auf die Kunstszene. [...]
> Uns allen war klar, daß das Plenum unter dem Zeichen dieses [Apels] Selbstmordes stand, und wir alle haben ihn mit den sowjetischen Handelsverträgen in Verbindung gebracht. Es wurde gemunkelt, die DDR sollte durch diese Verträge in eine Lage gebracht werden, daß sie nicht mehr eigenständig wäre, daß sie sich ausverkaufen ließe. Das habe er, Apel, nicht mittragen wollen.
> Und dann natürlich die großen Schwierigkeiten bei der Verwirklichung des NÖSPL; Schwierigkeiten mit der Jugend - wir hatten ganz deutlich das Gefühl, daß die Kunst'diskussion' als Ersatz für die Auseinandersetzung mit den Problemen, die sich in der ökonomischen und gesellschaftlich-politischen Realität der DDR angehäuft hatten, dienen mußte, daß wir als Sündenböcke herhalten sollten. Das war ein starkes Motiv dafür, gerade jetzt eine kunstfeindliche Debatte auszulösen; man erhoffte sich eine ablenkende Wirkung, weil man sich auf Zustimmung bei den auf einen kleinbürgerlichen Kunstgeschmack orientierten Massen verlassen konnte."[163]

Das Plenum wurde durch eine Reihe interner und öffentlicher Aktivitäten, die aufeinander abgestimmt waren, vorbereitet. Vor allem durch die Medien, allen voran das „Neue Deutschland", wurden die Bürger auf den Kurswechsel eingestimmt und auf die neue Parteilinie eingeschworen. Seit Herbst 1965 bis ins unmittelbare Vorfeld des Plenums platzierten „die Öffentlichkeitsstrategen der Parteiführung"[164] zunehmend Nachrichten und Einzelaufsätze, in denen einige Werke und deren Autoren scharf kritisiert wurden. So wurde in „Leserbriefen"[165] die Erziehung charakterfester Jugendlicher verlangt, Klaus Höpke, der ND-Kulturabteilungsleiter,

---

[161]Vgl. ebd., S. 118/119.

[162]Vgl. ebd., S. 186.

[163]Wolf, Christa, Erinnerungsbericht, in: Kahlschlag, S. 346/347.

[164]Agde, Günter, Eine Rekonstruktion, in: Kahlschlag, S. 181.

griff Biermann heftig an und ein „offener Brief“ von Wismut-Arbeitern wehrte sich gegen die Darstellung in Bräunigs Roman „Rummelplatz“. Diese Anzeichen blieben von den Schriftstellern nicht unbemerkt. So notierte Brigitte Reimann in ihren Tagebüchern vor dem Plenum: „Die Zügel werden wieder straffer gezogen...Mein Land gefällt mir immer weniger. [...] Jetzt macht die Jugend Scherereien, Illusionen verfliegen, und den Gammlern geht’s an die langen Haare. [...] Es hat Demonstrationen gegeben [...] es gibt Gefängnis und Arbeitslager. Das Lachen ist uns vergangen. Diese Art aufzuräumen, ist uns tief zuwider, verdächtig und gefährlich.“[166] Wenig später schreibt sie: „Kursschwankung. Man nimmt es nicht mehr so recht ernst, ärgert sich aber doch. Heute im ND ‘Keine Toleranz in Fragen der ideologischen Koexistenz’. Scharfe Sprache wie vor ein paar Jahren.“[167] Und am nächsten Tag: „Wenn man die Zusammenhänge kennt, sieht man, wie gut mal wieder die Regie klappt: Heute ist im ND ein Brief von Wismut-Kumpeln (die inzwischen Funktionäre sind) an Bräunig, wegen eines Kapitels aus seinem - noch unveröffentlichten - Roman. Er hat historische Wahrheiten verletzt, im Schmutz gewühlt, wüste Szenen geschrieben über die braven Kumpel, die ein grandioses Werk aufgebaut haben.“[168]

Was die Reformgegner gegen das NÖSPL vorbringen wollten, vor allem die Ausrichtung nach dem „Westtrend“, bezogen sie jetzt voll und ganz auf die neue künstlerische Produktion ihres Landes.

2.2.2. Das Plenum und seine Folgen

Den aufmerksamen Beobachter konnte dieser Rundumschlag gegen die Kunst und Kultur folglich kaum überraschen, wohl aber die Heftigkeit und Art und Weise. Auf dem 11. Plenum wurde ein Scherbengericht über alle „modernistischen“, „skeptizistischen“, „anarchistischen“, „nihilistischen“, „liberalistischen“ und „pornographischen“ Strömungen in der aktuellen Literatur, Filmproduktion sowie der

---

[165]Es war gängige Praxis, politischen Ansinnen Nachdruck zu verleihen, indem man dem Volk die Forderungen in den Mund legte. Zur Not schrieb die SED solche „Leserbriefe“ selbst.

[166]Reimann, Abschied, S. 163.

[167]Ebd., S. 167.

[168]Ebd.

Jugendkultur, deren Verwestlichung im Zeichen von Beat(les), langen Haaren und öffentlichem Tanzen Teile der SED besonders beunruhigte, abgehalten. Namentlich kritisiert wurden die Autoren Wolf Biermann, Manfred Bieler, Werner Bräunig, Peter Hacks, Heiner Müller, Günter Kunert, Volker Braun und Stefan Heym sowie der Naturwissenschaftler Robert Havemann, der bereits 1964 als Professor entpflichtet und aus der SED ausgeschlossen worden war.

Am härtesten traf es allerdings die DEFA. Ein Dutzend ihrer Filme wurde verboten, was eine Zensurmaßnahme von geradezu groteskem Ausmaß darstellte. Öffentlich angeprangert wurden nur einige Filme, während die anderen stillschweigend verschwanden. Auf dem Plenum sprach Politbüromitglied Paul Verner das vernichtende Gesamturteil über die kritisierten Werke. Sie „sind politisch falsch, schädlich und bedeuten einen Angriff auf unsere sozialistische Gesellschaft“[169].

Erich Honecker bestimmte mit seinem Eröffnungsreferat Ton und Richtung der Verurteilung. „Unsere DDR ist ein sauberer Staat. In ihr gibt es unverrückbare Maßstäbe der Ethik und Moral, für Anstand und gute Sitte.“[170] Die Künste und die Jugend machte er als Herde aller negativen Entwicklungen aus. So sagte er über die kritischen Intellektuellen: „Im Namen einer ‘abstrakten Wahrheit’ konzentrieren sich diese Künstler auf die Darstellung von angeblichen Mängeln und Fehlern in der Deutschen Demokratischen Republik. Einige Schriftsteller sind der Meinung, daß die sozialistische Erziehung nur durch die summierte Darstellung von Mängeln und Fehlern erfolgreich sein kann. Sie bemerken nicht, daß die Wirkung ihrer Kunstwerke nach rückwärts zerrt und die Entwicklung des sozialistischen Bewußtseins der Werktätigen hemmt. [...] Sie irren sich, wenn sie die Arbeitsteilung in unserer Republik so verstehen, daß die Werktätigen die sozialistische Gesellschaftsordnung aufopferungsvoll aufbauen und andere daran nicht teilzunehmen brauchen, daß der Staat zahlt und andere das Recht haben, den lebensverneinenden, spießbürgerlichen Skeptizismus als alleinselig-machende Religion zu verkünden.“[171]

---

[169]Zit. nach Mittenzwei, Intellektuellen, S. 233.

[170]Honecker, Erich, Bericht des Politbüros an die 11. Tagung des Zentralkomitees der SED, 15.-18. 12. 1965. Auszug, in: Agde (Hg.), Kahlschlag, S. 241.

[171]Ebd., S. 243.

Alle weiteren Redner nahmen Honeckers Muster auf. Auch Ulbricht folgte in seinen Ausführungen der Stoßrichtung, die Honecker gewiesen hatte. Sein Parteiverständnis und sein eigenes Machtinteresse ließen es nicht zu, Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Parteiführung zuzugeben. Vielleicht hoffte er, die Reformgegner besänftigen zu können, wenn er sich an der Präsentation der Künstler als Schuldige beteiligte. Er muss im Verlauf des Plenums gemerkt haben, dass es für seine eigene Machtposition besser war, sich an der von Honecker vorgegebenen Richtung zu beteiligen.

Wie aufgeladen, wie hysterisch die Stimmung unter den Teilnehmern war, die in jedem Schriftsteller und Künstler einen Abtrünnigen sehen wollten, bezeugt eine Episode aus den Memoiren Hermann Kants:

> „Ich gehörte zu den geladenen Gästen der ZK-Tagung, jenen Leuten also, denen man vorsorglich die Dokumente und Instrumente zeigte, und in einer Pause äußerte ich ein freundliches Urteil über einen Film, den Maetzig nach dem Buch *Das Kaninchen bin ich* von Bieler gedreht hatte. Ich wiederholte nur, was die beiden Autoren seit einer Voraufführung in Babelsberg von mir kannten. Zu meinem nicht geringen Erstaunen packten mich zwei kräftige Männer des Politbüros, der Landwirtschafts-Sekretär Grüneberg und der Leipziger Bezirkschef, der ausgerechnet Fröhlich hieß, an je einem Revers und deckten mich mit Verheißungen ein, von denen ich vor allem die das Landwirts behalten habe: >Wenn ihr nicht schreibt, was wir wollen, dann holen wir uns welche, die es schreiben!< Vollends verrückt wurde die Aufführung, als zwei weitere Mitglieder des Obersten Büros zu meinem Entsatz herbeieilten. Hager suchte mich meinen Bedrängern zu entziehen, indem er sich hinter mich stellte und mir beide Hände auf die Schultern legte, und der sehr kleine Hermann Axen riß mir beinahe den Daumen aus und rief in starkem Sächsisch: >Laßt den, das is ä Guter!< “[172]

In der Diskussion meldete sich Christa Wolf zu Wort. Es gehörte Mut dazu, in einem so aufgeheizten Auditorium einige Richtigstellungen zu versuchen. Die Schriftstellerin verteidigte ihre Zunft und die Arbeit ihrer Kollegen: „Es ist nicht richtig, von diesen negativen Erscheinungen in unserer Kulturpolitik auszugehen, eine Defensive zu entfachen, die Schriftsteller in eine Defensive zu drängen, so daß sie immer nur beteuern können: Genossen, wir sind nicht parteifeindlich. - Das ist nicht richtig, sondern wir müssen eine Offensive erreichen, sowohl innerhalb der

[172]Kant, Hermann, Abspann. Erinnerung an meine Gegenwart, Berlin 1994, S. 291.

Partei als auch in unserer Kunst und auch nach Westdeutschland.“[173] Sich der Meinung des Plenums zu widersetzen, war spektakulär. Wer hier ausscherte, machte sich verdächtig, aus dem Kreis der Gleichgesinnten ausbrechen zu wollen. Es fehlte denn auch nicht an Zwischenrufen, die mehr Mahnungen waren, doch einzulenken. Aber Wolf ließ sich nicht beirren: „Ich finde unsere einzige Aufgabe in nächster Zeit ist, daß wir durch gute Bücher zeigen, durch Filme usw., daß unsere Gesellschaftsordnung, unsere Weltanschauung es ist, die den Schriftstellern die größten, die tiefsten Einblicke in die Gesellschaft gibt. Damit haben wir schon begonnen, und auf diesem Weg sollten wir weitergehen; das wird am meisten wirken bei uns und anderswo.“[174] Wolf stieß damit jedoch auf taube Ohren und wurde nach dem 11. Plenum nicht mehr für das ZK nominiert.

Liest man die Reden und Dokumente der 11. Tagung nach, stellt sich ein Gefühl der Verwunderung ein. Drei Tage maß sich die oberste Funktionärsschicht der DDR mit Menschen, die ihnen an Wissen und künstlerischem Geschmack weit überlegen waren. Sie begab sich voller Angriffslust auf ein Terrain, das zu betreten sie keineswegs vorbereitet war, mischte sich in Dinge, von denen sie nichts verstand und enthüllte so ihren geistig-ästhetischen Provinzialismus. Ohne die geringste Rücksicht auf ihren Nachruf zu legen, an dem ihr doch sonst in höchstem Maße gelegen war, exponierte sie sich in ihrer ganzen Unbildung.

Die namentlich kritisierten Autoren, außer Stefan Heym, gehörten der Generation der zwischen Ende der 20er bis Ende der 30er Jahre Geborenen an. Die mit dem 11. Plenum durchgesetzte Disziplinierung traf also fast ausschließlich diese Generation und hatte weitreichende Folgen für deren Selbstverständnis. Noch länger als die Liste der kritisierten Schriftsteller und Künstler war die der gemaßregelten Kulturfunktionäre. Das Postenkarussell drehte sich. Der Kulturminister Hans Bentzien und sein für den Filmbereich verantwortlicher Stellvertreter Günter Witt verloren ihre Ämter. In den DEFA-Studios räumte die Parteiführung gründlich auf und Werner Bräunig fand nie mehr die Kraft, seinen Roman „Rummelplatz“ zu vollenden. Die Auswirkungen des Plenums auf die Künstler gestalteten sich unterschiedlich. Nicht alle Sparten der Kunst traf es so empfindlich wie den Film. Dennoch bewirkte das Plenum eine Zäsur auf allen Gebieten der Kultur, da sich in

---

[173]Wolf, Christa, Diskussionsbeitrag, in: Agde (Hg.), Kahlschlag, S. 262.

der Folge die künstlerische Intelligenz neu orientierte. Ob betroffen oder nicht, stand der Einzelne vor der Frage, wie er sich verhalten, wie er langfristige Projekte anlegen und durchbringen sollte. Die Unruhe, die das Plenum auslöste, bezog sich nicht vordergründig auf die verbotenen Werke. Für die Intelligenz waren es vielmehr die unglaublichen Anschuldigungen gegen sie. Ihr Bemühen, ihr „ureigenstes Projekt", den Reformprozess in ihrer Republik zu unterstützen, der neuen Gesellschaft aus ihren Schwierigkeiten zu helfen, wurde als feindliche Tätigkeit diffamiert. Diejenigen, die helfen wollten, die überzeugt waren, ein Mitspracherecht zu besitzen, wurden auf die Seite der Gegner gestellt. In eine solche Situation konnte jeder kommen, der Widersprüche aufdeckte und sie in welcher Form auch immer der Öffentlichkeit zugänglich machte. Mit ihren Werken unterstützend in den geschichtlichen Prozess einzugreifen, war ihre Absicht gewesen, nun wurden sie von den alten Genossen zurückgestoßen.[175] Dass die Partei kritisches Verhalten der Autoren, das sich als Beitrag zur Reformbewegung verstanden hatte, als Konsensbruch der Zusammenarbeit verurteilte und nicht als verantwortungsbewusste Weiterführung der Aufgabe wertete, die man ihnen aufgetragen hatte, die von ihnen angenommen worden war und die sie im Grunde noch immer - eben kritisch - zu erfüllen bereit waren, war für die Schriftsteller der eigentliche Schock, den das Plenum auslöste.

Die Reformgegner hatten sich auf dem 11. Plenum durchgesetzt. Auch das neue Wirtschaftssystem verlor in der 2. Phase bis zum Ende der 60er Jahre alle weiterführenden Impulse. Fortan hieß es nur noch NÖS (Neues Ökonomisches System) und war durch die Rücknahme dezentraler Tendenzen gekennzeichnet.[176] So hatten die Reformgegener ihr Ziel erreicht. Sie versuchten ihre Macht auf Kosten der Kultur zu sichern und zu erweitern. Aus diesem Grund musste die spontane Modernisierung von Kultur und Gesellschaft blockiert werden. Der Funke, der von der Rationalisierung der gesellschaftlichen Kernbereiche auf die kulturellen Sektoren übergesprungen war, wurde ausgetreten und sollte nie wieder aufglimmen. Dazu Brigitte Reimann:

---

[174]Ebd., S. 266.

[175]Vgl. Mittenzwei, Intellektuellen, S. 236.

[176]Vgl. Weber, Geschichte der DDR, S. 343.

„Wir gehen einer Eiszeit entgegen. Überall herrscht Konfusion, die Stücke und Bücher werden jetzt en masse sterben. Wer will noch Verantwortung übernehmen?“[177]

2.3. Rückzug und Vereinzelung - die Zeit nach dem 11. Plenum 1965 bis zum Machtantritt Honeckers 1971

2.3.1. Wandel im Selbstverständnis

Das 11. Plenum hinterließ in der jüngeren Generation tiefe Spuren. Die Disziplinierung traf sie hart und unvorbereitet. Niemals hatten sie sich vorstellen können, dass sie von den Genossen als Gegner angesehen werden könnten. Die Generation, die sie für den Aufbau des Sozialismus erzogen hatte, stieß sie nun hart zurück. Die Jüngeren verloren ihr Mitspracherecht bei der weiteren Entwicklung der Gesellschaft, die ihnen doch die einzige Alternative war. Man drängte sie aus ihren Positionen und aus der Öffentlichkeit.

Auf sozialen Austausch, auf Gespräch und Dialog geradezu versessen, traf sie die parteistaatliche Machtdemonstration mit voller Wucht. Politisch mundtot gemacht und auf Schritt und Tritt beargwöhnt, mussten sie ohnmächtig zusehen, wie ihre kulturpolitischen Förderer und Gönner ihre Ämter verloren oder strafversetzt wurden. Für die meisten bedeutete das Plenum in der Folgezeit eine schwere persönliche und kreative Krise. Selbst diejenigen, die nicht unmittelbar betroffen waren, wussten doch nun um die Grenzen und Beschränkungen ihrer Arbeit. Sie hatten ihre Werke als Beitrag zur Verbesserung der Gesellschaft gesehen und waren ihrem marxistischen Selbstverständnis nach selbst aktiv am Prozess der Weiterentwicklung des Sozialismus beteiligt. Nun hatte man ihnen diese Möglichkeit genommen. Für viele stellte sich die Frage, wofür sie noch arbeiten sollten. Der Weg in die Öffentlichkeit und zum Publikum war den meisten auf lange Zeit versperrt. Viele Autoren schrieben für die Schublade und warteten auf bessere Zeiten.

Das 11. Plenum bedeutete einen tiefen Einschnitt. Fortan wurde der Typus des politisch eingreifenden, dabei in Haltung und Erfahrung eng mit der Macht verbundenen Intellektuellen zur Mangelware. Engler konstatiert in seinem Buch für

[177]Reimann, Abschied, S. 171.

die „1965 Geschlagenen“ eine **Abkehr vom politischen Verständnis** und in der Folgezeit eine **Hinwendung zu einem moralischen Selbstverständnis**. Die Jungen deuteten ihr Los nun zunehmend in moralischen statt in politischen Kategorien. Fortan begriffen sie sich als Ethiker und suchten die Welt mit der Verteidigung von Wahrheit und Wahrhaftigkeit zu verändern. [178]

Nach dem Plenum wusste niemand, wie es weiter gehen sollte. Die Verzweiflung über die Situation führte zu Rückzug und Vereinzelung. Nach und nach zerfielen die informellen Kreise, in denen sie sich bislang bewegt hatten, zuletzt lockerte sich der innere Zusammenhalt. An gemeinsame Projekte und Produktionen war auf Jahre nicht zu denken. Darüber trösteten auch Gespräche im Freundeskreis auf Dauer nicht hinweg. Die Reformgeneration löste sich in ihre Bestandteile auf. Kunst und Realität, Geist und Praxis, Kultur und Gesellschaft wurden aufs neue geschieden.[179] Von nun an breitete sich eine Art „Einzelkämpfertum“ aus. Dazu Plenzdorf:

> „Die Machtdemonstration war groß. Wir waren kalt und unvorbereitet erwischt worden. Im Grunde war jeder von uns abhängig von diesem [DEFA]Studio; es war ja das einzige, ein Monopol. Nirgendwo hätte es andere Arbeitsplätze gegeben. Und das Land war schon abgeschlossen. Deshalb hat sich von da an eine Art Einzelkämpfertum breitgemacht. Jeder versuchte es allein, auch wenn man sich natürlich nicht in den Rücken fiel. Man mußte damit leben lernen, daß man nur alle fünf Jahre einen Film machen konnte. Und damit, daß man diese fünf Jahre für die Stoffsuche, fürs Schreiben und für die Versuche verwendete, das Geschriebene irgendwie in den Plan zu lancieren.“[180]

Nicht anders sah die Situation für die Schriftsteller aus. Die Chancen auf Veröffentlichungen schwanden. Noch schwerwiegender war die tiefe persönliche Enttäuschung, dass sie von den alten Genossen, die für diese Generation Vorbildcharakter besessen hatte, aus dem gesellschaftlichen Prozess ausgegrenzt wurden. Dies war trotz Vorwarnungen doch überraschend über sie hereingebrochen. Sie hatten sich nicht als Oppositionelle verstanden. Dass sie so schnell aufgaben, lag nicht an einem anerzogenen Unterordnungskomplex, sondern vor allem daran, dass sie über kein eigenes Konzept des Aufbruchs verfügt hatten. Es wäre ihrer Überzeugung nach auch gar nicht notwendig gewesen. Die Jungen wendeten sich

---

[178]Vgl. Engler, Ostdeutschen, S. 135.

[179]Vgl. Engler, Strafgericht über die Moderne, in: Kahlschlag, S. 31.

[180]Plenzdorf, in: Was von den Träumen blieb, S. 124.

zwar mit ihren Büchern, Filmen und Theaterstücken an die Bevölkerung und verfügten über eine Menge Ideen, besaßen aber kein Programm, denn sie lebten bis dahin im geträumten Einverständnis mit der Macht. Als man ihnen den Prozess machte, konnten sie schon auf etliche Werke und Ideen verweisen. Klaus Wischnewski[181] erinnert sich: „Das Merkwürdige war, daß das, was wir an Entschlossenheit und Illusionen produzierten, von der Gesamtsituation in der DDR herausgefordert war. Wir fühlten uns - von den Wirtschaftskonzepten bis hin zur Bitterfelder Konferenz - legitimiert. Aber in den Abläufen vom Dezember 1965 [...] wurde uns gezeigt, daß wir nicht legitimiert waren. Nicht zum eigenen Denken, nicht zum eigenen Vorschlag. Wir nicht und niemand.“[182]

Nach dem Plenum wurde die Illusion der Einheit von Geist und Macht offensichtlich. Die Vorstellung, es könne einen Dialog zwischen Literatur und Staat geben, starb. Man zog sich zurück, das politische Engagement schwand. Jeder versuchte so gut er konnte, sich durchzuschlagen. Engler geht dabei sogar soweit, von einer Entpolitisierung der zweiten politischen Generation der DDR zu sprechen.[183] Die Künstler erteilten der Politik eine Absage, sie wollten sich nicht mehr als Agitatoren missbrauchen lassen.

Die ideologische Wendung des 11. Plenums führte zu einer Verödung des kulturellen Lebens, aber auch die Bereiche Wissenschaft und Technik waren betroffen. Der größtangelegte Reformversuch in der DDR-Geschichte scheiterte.[184]

Die Protagonisten des Aufbruchs hatten ihre Schlacht verloren und wussten es. Sie blieben ihrer alten Überzeugung in gewisser Weise treu, aber das Zutrauen in die gemeinsame Kraft war dahin. Sie verließen die politische Bühne und gaben sich geschlagen. Darauf verweist auch die Erklärung des Schriftstellerverbands vom 12. Januar 1966. Diese Erklärung war die offizielle Stellungnahme der Schriftsteller zu den Vorgängen des 11. Plenums. In ihr wurde das politische Auftreten Stefan Heyms, Manfred Bielers und Wolf Biermanns als der Politik und Kulturpolitik von Partei und

---

[181] Wischnewski war zu diesem Zeitpunkt Chef-Dramaturg bei der DEFA. Er gehört ebenfalls zur Generation der Reformsozialisten.

[182]Wischnewski, Klaus, Die zornigen jungen Männer von Babelsberg, in: Agde (Hg.), Kahlschlag, S. 355.

[183]Vgl., Engler, Ostdeutschen, S. 140.

[184]Vgl. Weber, Geschichte der DDR, S. 370.

Staat entgegengesetzt zurückgewiesen.[185] Brigitte Reimann berichtet in ihren Tagebüchern, wie es zu einer solchen Erklärung kommen konnte:

> „Ich nehme an, daß die meisten Schriftsteller deshalb nicht gekommen sind, weil sie wussten, was ich nur dunkel befürchtet hatte: daß es über eine Erklärung abzustimmen gilt, in der der Verband die Kritik des Plenums akzeptiert, sich von jenen 'Erscheinungen' abgrenzt und überhaupt verspricht, in Zukunft brav und folgsam zu sein. Vielleicht, ich hoffe es, war diese Abwesenheit eine Art Demonstration. Sie hat nichts genützt. Als die Vorlage durchgepeitscht wurde (das ist genau das richtige Wort: Wagner drängte, alles geschah überhastet), machte Kuba hämisch darauf aufmerksam, daß sie hundertprozentig mit ja verabschiedet werden würde: man würde zu jedem einzelnen Mitglied, das heute nicht erschienen sei, hingehen und seine Zustimmung eintreiben."[186]

Die Plenums-Geschlagenen konnten sich nicht mehr zu kämpferischem Engagement motivieren. Aus der von der Partei vorgegebenen Linie konnten sie nicht ausscheren. So versuchten sie die persönliche Achtung zu wahren, indem sie sich nicht aktiv beteiligten. Unsicherheit und die Flucht vor Verantwortung griffen um sich. Viele versuchten, so unauffällig wie möglich ihre Arbeit zu machen. Dazu noch einmal Reimann: „Die meisten scheinen jetzt nach der Devise zu handeln (vielmehr nicht zu handeln): Wer gar nichts tut, kann auch keine Fehler machen."[187]

Die Schlussfolgerungen, die jeder für sich zog, lassen sich auf einen gemeinsamen Nenner bringen. Klaus Wischnewski formulierte es in seiner Rückschau auf das 11. Plenum so: „Noch schien die Utopie nicht ausgereizt, schien Hoffnung möglich: es muß doch Vernunft beginnen und sich durchsetzen. Marx ist doch Vernunft und Denken! Eine Alternative gab es auch deshalb nicht, weil die damalige Bundesrepublik für uns - und damals noch für viele! - keine war. [...] Für uns hatte es Entscheidungsmöglichkeiten und Engagement gegeben. Mit dem 11. Plenum begann, glaube ich, für viele eine folgenschwere und langwirkende Identitätskrise. Es gab viele Kollisionen, aber das 11. Plenum war ohne Zweifel eine Katastrophe für das Land und auch international. Und man fragte sich, wir fragten uns: Wie konnte man das eigentlich verarbeiten und weitermachen? [...] Wir unsererseits, jeder auf einer anderen Strecke (wir haben uns damals nicht abgestimmt), hatten ein Interesse daran, chancenlose und nicht durchzusetzende Positionen zu räumen und um diejenigen

---

[185]Vgl. Mayer-Burger, Entwicklung und Funktion, S. 214.

[186]Reimann, Abschied, S. 178.

[187]Ebd., S. 184.

Positionen zu kämpfen, zu denen wir voll standen und für die zu kämpfen wir uns auch in der Lage fühlten."[188]

Diese Einsicht wurde für die meisten Intellektuellen zur Geisteshaltung der nächsten Jahre. Die gesellschaftlichen Bedingungen erforderten gewisse Anpassungsleistungen. Als unklug galt, sich waghalsigen Projekten hinzugeben, die keine Chance besaßen und weitere Schritte gefährdeten. Einzelne riskante Werke sollten nicht dazu führen, dass Bewegungen zurückgeworfen und Talente sich nicht entwickeln konnten. Aber mit jedem neuen Werk, mit jedem neuen Text wollte man über erreichte Positionen hinausweisen. Das war die Messlatte für die, die im Land bleiben wollten, die sich der Gesellschaft mit ihren Schwierigkeiten und Problemen verpflichtet fühlten. Viele Schriftsteller richteten ihre Werke nicht mehr auf die von der Politik gewiesenen Wege, sondern auf die Emanzipation des Menschen aus.[189] Sie beschäftigten sich nun vielmehr mit der Diskrepanz zwischen gesellschaftlichen Anforderungen und persönlichem Glück, mit den Antagonismen zwischen Einzelnem und Gesellschaft, Freiheit und Unterordnung, autonomen Ich und Kollektiv.[190] Hatte man anfangs mit der Politik zusammengearbeitet und sich mit der Botschaft des Sozialismus an das Volk gewandt, schloss man sich jetzt eher umgekehrt mit dem Volk zusammen, um auf die Politik einzuwirken. Erstmals wurde der Anspruch formuliert, dass im Sozialismus nicht nur die Gesellschaft etwas vom Einzelnen verlangen dürfe, sondern auch der Einzelne von der Gesellschaft. Die alten Gewissheiten waren verloren gegangen, was blieb, war das Festhalten an der Utopie und eine Rückbesinnung auf das eigene Ich.

2.3.2. Das Schicksalsjahr 1968 und die Auswirkungen

Mit dem Prager Frühling im Nachbarland Tschechoslowakei keimte auch für die DDR-Intellektuellen die Hoffnung noch einmal auf. Schon seit Beginn der 60erJahre drängten die tschechischen Intellektuellen auf Reformen und auf eine Öffnung des Systems. Sie träumten davon, Prag zu einem Zentrum des erneuerten Marxismus zu machen. Dies war ein langwieriger Prozess, der sich nicht ohne Kämpfe und

---

[188]Wischnewski, Zornigen jungen Männer, S. 355/356; 368.

[189]Vgl. Mittenzwei, Intellektuellen, S. 236/237.

[190]Vgl. Brettschneider, Autonomie und Staatsdienst, S. 281.

Rückschläge vollzog. In der kommunistischen Partei KPC bildete sich unter Dubcek ein Reformflügel mit dem Programm vom „Sozialismus mit menschlichem Anlitz“. 1968 erzwang diese Gruppe den Rücktritt Antonin Novotnys.[191] Neuer Parteichef wurde Alexander Dubcek. Parallel zum ostdeutschen Reformenprozess am Anfang der 60er Jahre, sollten die Reformen, von oben gesteuert, innerhalb des Systems alle Bereiche der Gesellschaft betreffen. Die Tschechen gingen dabei jedoch wesentlich weiter. Sie forderten die Demokratisierung des Regimes verbunden mit einer Abkehr vom sowjetischen Modell. Die Macht der Partei und ihres Apparates sollte zugunsten des Parlaments eingeschränkt werden. Man forderte eine Abkehr von der stalinistischen Kaderpolitik, die Partei sollte sich auf eine geistige Führungsrolle beschränken. Im Sommer 1968 waren die ersten Auswirkungen des Reformprozesses zu spüren. Das ganze Land befand sich im Aufbruch. Die Pressefreiheit wurde zugelassen, es gab mehr Rechte für die Arbeiter und für die Gewerkschaften und der Lebensstandard hatte sich durch wirtschaftliche Reformen verbessert.[192]

Die Schriftsteller bestanden darauf, selbst entscheiden zu können und nicht mehr aus der Hand der Partei Weisungen zu empfangen. Die tschechischen Schriftsteller hatten einen wesentlichen Anteil an der Vorantreibung des Reformprozesses. Sie hatten schon im Sommer 1967 auf die Problematik hingewiesen und beispielsweise Mittel der Partei und Geheimpolizei, um Menschen gefügig zu machen, öffentlich benannt. Hier zeigte sich, wie groß der Einfluss von Intellektuellen und Schriftstellern auf das politische System sein kann.[193]

In dem beginnenden gesellschaftlichen Umbauprozess sah die Sowjetunion nicht zu Unrecht den Versuch, aus dem sowjetischen Sozialismusmodell auszubrechen. Im sowjetischen Verständnis breitete sich in der CSSR die Konterrevolution aus. Dem wurde mit dem Einmarsch sowjetischer und verbündeter Truppen in der Nacht zum

---

[191]Der Prager Frühling begann im Januar 1968 mit der Entmachtung des Stalinisten Novotnys, der als prominentestes „Opfer“ der Liberalisierung sein Amt des Ersten Sekretärs der KPC an Dubcek abgeben musste. Mit Rücksicht auf Moskau wurde Novotny das repräsentative Amt des Staatspräsidenten vorerst noch belassen. Unter dem wachsenden Druck der öffentlichen Meinung und des Reformkurses musste er im März auch dieses Amt räumen. Im Mai wurde er aus dem Zentralkomitee ausgeschlossen und bis zur Untersuchung seiner Verantwortlichkeit für die Justizverbrechen der 50er Jahre als Parteimitglied suspendiert.

[192]Vgl. Weber, Geschichte der DDR, S. 389-392.

[193]Vgl. Zimmermann, Literaturbetrieb Ost/West, S. 80-82.

21. August ein Ende gesetzt. Die Reformer, darunter Dubcek, wurden verhaftet und verschleppt. Sie mussten aber bald wieder freigelassen werden, denn die Bevölkerung solidarisierte sich mit ihnen und dem Programm des Prager Frühlings. In Verhandlungen mussten sie sich dem Diktat Moskaus beugen. Die Reformen wurden rückgängig gemacht, die Wortführer entmachtet. Infolge der einsetzenden Säuberungen verließen viele Intellektuelle das Land.[194]

Die DDR schloß sich vorbehaltlos der Invasion an. Zwar blieben ihre Truppen an der Grenze stehen, doch leistete sie logistische und propagandistische Dienste. Ulbricht behauptete, in der Tschechoslowakei öffne man sich dem Kapitalismus. Er sah die ideologischen Grundwahrheiten gefährdet. Gleichzeitig waren die Geschehnisse von Prag auch eine Warnung an ihn selbst, was es bedeutete, sich von der vorgegebenen Linie Moskaus zu entfernen, selbst wenn es sich wie im Falle Ulbrichts nur um geringe Abweichungen handelte. Was Ulbricht mit dem neuen Wirtschaftssystem hatte unternehmen wollen, unterschied sich nicht allzu sehr von den wirtschaftlichen Vorstellungen der Tschechen. Allerdings hatte sich Ulbricht im Gegensatz zu den Tschechen lediglich für die Liberalisierung des wirtschaftlichen Systems eingesetzt, ohne eine Liberalisierung des politischen in Betracht zu ziehen. Letztendlich stärkten so die Ereignisse in Prag noch einmal die Fraktion der Reformgegner in der DDR. Die Fraktion Breschnew-Honecker dominierte jetzt auf ganzer Linie.

Für die Schriftstellergeneration und für viele andere war das Vorgehen in Prag ein Schock. Noch einmal schien die Hoffnung greifbar nahe. Sie waren der Meinung, an einem europaweiten Aufbruch teilzunehmen hin zu einem geläuterten und modernisierten Sozialismus. Doch das gewaltsame Ende des tschechoslowakischen Reformsozialismus zerstörte nun endgültig sämtliche Illusionen über die Reformfähigkeit des Gesamtsystems. Auf die Protagonisten der jüngeren Generation wirkte die Erfahrung des 11. Plenums immer noch nach. Sie hatten die Reformhoffnungen für ihr eigenes Land aufgegeben und umso gespannter die Versuche des Nachbarlandes verfolgt. Brigitte Reimann schreibt am 21. August in ihr Tagebuch:

> „Und welche Hoffnungen haben wir auf das ‘Modell’ CSSR gesetzt! Unfaßbar, daß immer noch, immer wieder mit diesen Methoden des Stalinismus gearbeitet wird. Angeblich gibt es in der DDR eine ‘Flut von

[194]Vgl. Mittenzwei, Intellektuellen, S. 249/250.

> Zustimmungserklärungen'. Wir sind so erbittert - kein Vertrauen mehr (falls wir jemals diese Sorte 'Vertrauen' hatten). [...] Einen schlimmeren politischen Rückschlag hätte man sich nicht einhandeln können. In aller Welt ergreift man Partei für die Tschechen."[195]

Für die Generation der zwischen Ende der 20er bis Ende der 30er Jahre Geborenen bedeutete die Niederschlagung des Prager Frühling das vollständige Ende der Reformhoffnungen. Sie fanden ihre Erfahrung von 1965 nur noch einmal bestätigt und so war es nicht weiter verwunderlich, dass die Tendenzen zu Rückzug und Vereinzelung nach 1968 noch stärker wurden. Sie flüchteten in Resignation oder in ihre Arbeit. Die politische Aktion überließen sie lieber der nachrückenden Generation. Die Kraft, sich aktiv einzumischen, war seit 1965 dahin. Man hatte ihnen deutlich die Grenzen ihres politischen Engagements gezeigt. Die Jungen waren in die Jahre gekommen. Sie hatten gekämpft und verloren. Nun war die Energie und Angriffslust verbraucht. Der Einmarsch in die CSSR war nur noch das letzte Glied in einer langen Reihe von Enttäuschungen.[196]

Die bereits Geschlagenen beantworteten die Augustereignisse vorwiegend individuell und ethisch. Sie leisteten sich den „Luxus des Gewissens" (Brigitte Reimann) und gingen demonstrativ von einer Außen- zur Innenleitung über. Mit derselben symbolischen Geste, mit der sie sich einst von den Alten getrennt hatten, trennten sie sich nun auch voneinander. Jeder versuchte für sich, standzuhalten. Jeder einzelne musste entscheiden, was er für sich notwendig hielt, um in den Spiegel blicken zu können.[197]

Manche Konsequenz bestand darin, die „Zustimmungserklärungen", die überall verlangt wurden, nicht zu unterschreiben. Heiner Müller schrieb im Rückblick:

> „Die Niederwerfung der Reformbewegung in der CSSR hat einen Prozeß gebremst, keinen neuen in Gang gesetzt. [...] Ich hatte Glück, daß ich in Bulgarien war, dadurch kam ich nicht in die Verlegenheit, ein Papier für oder gegen Prag zu unterschreiben oder nicht zu unterschreiben."[198]

Andere hatten nicht das Glück Müllers. Sie mussten ihr Gewissen und ihre persönliche Situation befragen, ob es besser war, zu schweigen oder eine Geste der

---

[195]Reimann, Abschied, S. 214.

[196]Vgl. Engler, Ostdeutschen, S. 312.

[197]Vgl. ebd., S. 326/327.

[198]Müller, Krieg ohne Schlacht, S. 212.

Ablehnung zeigen zu können. Denn mehr als Gesten waren es nicht, auch wenn sie für den einen oder anderen negative Auswirkungen hatten. Absprachen oder kollektive Reaktionen gab es in dieser Generation nicht mehr.[199] Reiner Kunze, der zunehmend Schwierigkeiten hatte, seine Gedichte zu veröffentlichen und der mit einer Tschechin verheiratet war, trat aus Protest aus der SED aus und verließ die Republik. Brigitte Reimann unterschrieb die Erklärung des Schriftstellerverbandes nicht, in der die Schriftsteller ihre „Übereinstimmung mit der aktiven Friedenspolitik [ihres] Staates, der Partei der Arbeiterklasse und der Nationalen Front"[200] äußerten. Die meisten Schriftsteller konnten sich allerdings kaum gegen diese Erklärung wehren, wollten sie nicht ihre Arbeit aufgeben. Einige setzten notgedrungen ihre Unterschrift darunter und veröffentlichten zusätzlich eigene Erklärungen. So Christa Wolf. Dabei beteuerte sie wieder, die einzige Alternative im Sozialismus zu sehen. Der letzte Satz lautete: „Es besteht Hoffnung, daß die politische Vernunft sich durchsetzen wird."[201] Der gewundene mehrdeutige Stil ließ mehrere Schlüsse zu. Die Lösung der Probleme war der Sozialismus, aber welcher und welche Vernunft würde sich durchsetzen? Das wüsste man gern.

2.3.3. Zwischen Konsens und Widerspruch

Die Vagheit der Erklärung Christa Wolfs zeigt das Dilemma der DDR-Schriftsteller. Sie konnten nicht von der Utopie lassen. Jeder Alternative beraubt, blieb nur ein bestmögliches Arrangement mit den Umständen. Voller Enttäuschung wanden sie sich von der alten Führungsgarde ab. Deren Sozialismus-Modell war nicht das ihrer Träume. Anstelle von Vertrauen und Hoffnung trat zunehmend der Zweifel. Zu weit konnten sie in ihrer Ablehnung bestimmter politischer Maßnahmen jedoch nicht gehen. Schließlich gab es nur den einen sozialistischen Staat, der Heimat war und Heimstatt der Utopie. Die Generation, die am Anfang der 60er Jahre den Reformprozess leidenschaftlich voranzutreiben versuchte, hatte ihre Schlacht am Ende des Jahrzehnts verloren. Man zog sich von der Politik zurück ins Private oder

---

[199]Lediglich zwei politische, kollektive Auftritte waren dieser Generation noch beschieden: 1976 im Zuge der Biermann-Ausbürgerung und 1989 in den Wirren des Wendeherbstes.

[200]Zit. nach Zimmermann, Literaturbetrieb Ost/West, S. 85.

[201]Zit. nach Rüther, Greif zur Feder, S. 125.

in die Arbeit. Moralisch und geistig hatte diese Generation sich von den Alten emanzipiert. Das politische Handeln überließen sie fortan lieber der folgenden Generation. Das System wurde für sie zunehmend etwas Fremdbestimmtes, auf welches sie keinen politischen Einfluss mehr nehmen konnten. Sie sagten seither, was sie zu sagen für richtig und geboten hielten - und beließen es dabei. Sie versuchten sich mit Skepsis gegen die Hoffnung zu wappnen, wollten aber nicht aufhören, das Versprochene einzuklagen. Es kam ihnen aber nicht in den Sinn, die Bevölkerung zu mobilisieren oder die Öffentlichkeit zu erzwingen. Die Loyalitätsfalle wirkte trotz der einschneidenden Erlebnisse in den 60er Jahren und den damit verbunden Enttäuschungen weiterhin. Der überwiegende Rückzug aus dem gesellschaftlichen Leben ins Private ist deshalb nicht verwunderlich, war hier doch der einzige Bereich, der sich noch weitgehend selbst bestimmen ließ.

Am Ende der 60er Jahre existierte eine gesellschaftskritische Literatur, die sich trotz allem der sozialistischen Ordnung verbunden fühlte, aber nicht mehr alles hinnahm. Anstelle des Einsatzes für die Gesellschaft, das auch Opfer verlangte, des Weges vom Ich zum Wir, begann die Literatur, mehr die individuelle Befindlichkeit, den berechtigten Ich-Anspruch des Menschen hervorzuheben. Die Schriftsteller hielten dennoch trotz der kleinlichen Bevormundungen zum Staat, wie vordem die Emigranten. Für sie, die aus der Schule der Emigranten kamen, war die DDR noch immer die Möglichkeit einer neuen Welt, die den Bruch mit der kapitalistischen Gesellschaft vollzog. Deshalb nahmen sie vieles in dem Bewusstsein hin, dass der Übergangsgesellschaft Opfer auferlegt seien, dass es in ihr nicht ohne Schwierigkeiten und Ungerechtigkeiten zugehen würde. Je geschlossener, desto schneller glaubte man diese Zeit überwinden zu können.[202]

Das Dilemma zwischen Konsens und Widerspruch bestand für diese Generation bis zum Zusammenbruch der DDR. Sie wollten an der gemeinsamen Sache des Sozialismus trotz aller Pervertierungen festhalten. Da der Kapitalismus als Alternative ausfiel, steckte man nicht in der Klemme zwischen Sozialismus und Kapitalismus, sondern in der Klemme zwischen einem Sozialismus, der sich pervertierte, und einem Sozialismus, den es nicht gab, weil er Utopie war. Hier war das Dilemma der Ausweglosigkeit vorgezeichnet, in das man geraten musste, wenn

[202]Vgl. Mittenzwei, Intellektuellen, S. 262.

der Sozialismus sein geschichtliches Versprechen nicht einlöste. Das Prinzip Hoffnung erwies sich hierbei als Fluch. Trotz aller Brüche und Ambivalenzen, blieb die DDR doch der Statthalter des Sozialismus. Es blieb nichts, als sich auf die sozialistische Kritik am Sozialismus zu beschränken.[203]

Kritik und Opposition waren dabei nicht Anzeichen einer sich entwickelnden Dissidenz und Abtrünnigkeit, sondern gerade umgekehrt Anzeichen einer entschiedenen Loyalität. Man verteidigte den Sozialismus gegen seine Perversionen. Nicht das eigene Bewusstsein und das sozialistische Bewusstsein als solches wurden zum Problem, sondern der Abfall des Staates und der Partei von dem, was als wahrer Sozialismus festgehalten werden musste. Nicht Zweifel und Abtrünnigkeit waren die Ursache der Spannungen und Auseinandersetzungen zwischen Partei und literarischer Intelligenz, sondern gerade die Überzeugung, zum wahren Sozialismus vordringen zu müssen. Da man sich der Utopie verpflichtet fühlte, verhielt man sich auch loyal zum System. Selbst die Erfahrungen von 1956, des 11. Plenums und von 1968 führten nicht zum Bruch mit dem System. Eher erkannte man die Notwendigkeit, historische Errungenschaften nicht aufs Spiel zu setzen.[204]

Joachim Lehmann bezeichnet in seinem Aufsatz über die literarische Intelligenz in der DDR diesen „Nur-Sozialismus“ als Falle und kennzeichnet damit ein Geschichtsdenken, das nicht aus sich heraus konnte. Wenn der Sozialismus ins Stocken geriet und sein geschichtlicher Fortgang bezweifelt werden musste, stand so gut wie alles auf dem Spiel. Dann war nicht nur die jeweilige Gegenwart betroffen, sondern stellte für den gesamten geschichtlichen Verlauf die Sinnfrage. Anfechtungen an das System konnten im Verständnis der Schriftsteller eine Entwertung des Modells darstellen. Bei Lehmann heißt es dazu: „Die Toten, die die sozialistische Revolution in der Vergangenheit hinterlassen hatte, schien ebenso entwertet wie die eigene, durch Kränkungen und beschämende Unterwerfungsrituale gekennzeichnete Biographie.“[205] Solchen Anfechtungen konnten sie nicht stattgeben, wollten sie nicht in völlige Verzweiflung versinken. Man musste gegen den Anschein

---

[203]Vgl. Hensing, Hoffnung, S. 35-40, sowie Kolbe, Uwe, Renegatentermine. 30 Versuche, die eigene Erfahrung zu behaupten, Frankfurt/M. 1998.

[204]Vgl. Lehmann, Joachim, Über Rolle und Funktion der literarischen Intelligenz in der DDR. Fünf Anmerkungen in: Der Deutschunterricht 48, H.5 (1996), S. 60/61.

[205]Ebd., S. 63.

der tatsächlichen Entwicklung an der sozialistischen als der einen und einzigen geschichtlichen Perspektive festhalten. Dem Zweifel nachzugeben hätte bedeutet, den geschichtlichen Boden unter den Füßen zu verlieren.

Das Aushalten dieser Spannungen führte zu einem eigenen Selbstverständnis und als auferlegte Verantwortung auch zu einer neuen Moral. Die kritische Energie, die sich seit den 60er Jahren entwickelte und in den 70er und 80er Jahren stark zunahm, radikalisierte sich nicht politisch, weil man zwar einen Zusammenbruch des Stalinismus innerhalb des Systems der DDR, nicht jedoch ein Scheitern des Sozialismus wollte. Die Entdeckung der Authentizität eigener Erfahrung und die damit einsetzende Dissidenz bedeuteten nicht nur ein neues Selbstverständnis im Sinne von Selbstbewusstsein, sondern auch das Bewusstsein einer großen, für den Sozialismus alles entscheidenden gesellschaftlichen Verantwortung. Die Veränderungen, die das Selbstverständnis der Autoren in den 60er Jahren nahm, verlief alles in allem in drei Schüben: von der Einbindung und der Bereitschaft dazu über die kritische Distanz hin zu einem beginnenden neuen Selbstbewusstsein, das sich in den 70er Jahren weiter festigte, aber niemals die Utopie in Frage stellte.

Die Schriftsteller hatten sich ihren eigenen Weg zu Marx gesucht. Loyalität bedeutet eine schwierige Balance im dargestellten Konflikt zwischen dem Anspruch ihres marxistischen Denkens und dem vorgefundenen Lebensumständen in der DDR. Man blieb der Hoffnung willen, gab aber die aktive politische Teilnahme auf. Letztlich ging so von dem gesellschaftlichen Rückzug der Schriftsteller eine systemstabilisierende Funktion aus.

Schlussbetrachtung

> „Realität kann aufhören zu existieren, kann durch eine neue Realität ausgelöscht werden. Aber Träume kann man nicht auslöschen, sie existieren in einer anderen Zeit. Das ist keine Zeit, die man in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft einteilen kann.“[206]

Was nach der Wende im Literaturstreit offensichtlich wurde, waren die zwei völlig verschiedenen Weltanschauungen der Intellektuellen in Ost und West. Zu einem

[206]Müller, Heiner, Jenseits der Nation, Berlin 1991, S. 26.

gegenseitigen Verständnis war es damals nicht gekommen. Doch mit einem größeren zeitlichen Abstand sollten die einstigen Vorwürfe noch einmal unter objektiveren Gesichtspunkten hinterfragt werden. Stellvertretend für die DDR-Intellektuellen hat diese Arbeit die biografischen Gemeinsamkeiten der betroffenen Schriftstellergeneration untersucht. Dafür wurden die prägenden Ereignisse und die Bedingungen, unter denen sich charakteristische Denkweisen herausbilden, untersucht, um die generationsspezifischen Erfahrungen aufzuzeigen, die zu bestimmten Selbstverständnissen führen.

Für die Generation der DDR-Schriftsteller, die Ende der 20er bis Ende der 30er Jahre geboren wurde, zeigten sich die generationstypischen Erfahrungen der Aufbauphase des Sozialismus gekoppelt mit der marxistischen Lehre als besonders prägend und entscheidend. Hier erfuhren sie den neuen sozialistischen Staat als energische Gegengründung zum Dritten Reich. Mit dem Neuaufbau fühlten sie sich besonders eng verbunden, da sie glaubten, diesmal auf der richtigen Seite zu stehen und gleichzeitig ihre Schuldgefühle denjenigen gegenüber abbauen zu können, sie sich im Zweiten Weltkrieg aktiv am Kampf gegen Hitler beteiligt hatten. Daraus resultierte für diese Generation ein lebenslanges Loyalitätsproblem gegenüber der älterern Führungsgarde der Republik. Von Anfang an war diese Generation in der Antifaschismus-Falle gefangen. Die älteren Kommunisten waren mehr als Vorbilder. Sie standen für eine neue, bessere Welt. Von ihnen erlernten sie die Grundsätze des Marxismus, allerdings in einer stark stalinisierten Form.

Das Weltanschauliche, Propagandistische des Marxismus stand nach 1945 im Vordergrund, da man die Menschen gewinnen und sie aus faschistischen Denkstrukturen befreien wollte. Betont wurden die Elemente, die die endgültige Befreiung bringen sollten, den Sprung der Menschheit in das „Reich der Freiheit“. Die „Erlöserfunktion“ der Utopie zog viele Menschen in ihren Bann. Besonders den Intellektuellen versprach der Marxismus, den verlorenen Sinn der Weltgeschichte wieder herzustellen. Die religiösen Züge des Marxismus, kamen den verzweifelten, desillusionierten Menschen der Nachkriegszeit entgegen.

Die teleologischen Hoffnungen, die damit verbunden waren, wurden bald enttäuscht. Für die Schriftstellergeneration waren dabei die 60er Jahre das entscheidende Jahrzehnt. Voller Hoffnung hatten sie nach dem Mauerbau den Reformprozess zu ihrem ureigensten Projekt gemacht. Ausgehend von ihrem marxistischen

Selbstverständnis, hatten sie selbst im Mauerbau eine Chance für den Sozialismus sehen wollen. Nach der niederschmetternden Erfahrung von 1965 und der Bestätigung des eingeschlagenen harten Kurses 1968 waren ihre Hoffnungen auf Reformen im System verbraucht. Aber die Mängel im real-existierenden Sozialismus wurden nicht der Utopie zu Lasten gelegt, sondern als Realisierungsschwierigkeiten angesehen, so dass es niemals einen wirklichen Bruch mit dem System hatte geben können.

Zwar versuchten die jüngeren Intellektuellen in den 60er Jahren die Missstände in der Gesellschaft zu benennen und zu beseitigen, doch stellten sie niemals das Ziel als solches in Frage. Nach den verlorenen Kämpfen am Ende der 60er Jahre stand für diese Generation der Rückzug aus dem politischen Leben und die Vereinzelung. Zunehmend betonten sie statt politischer nun moralische Kategorien und suchten in der Abgrenzung zu den Älteren ihren eigenen Weg zum Marxismus. Unter den gegebenen repressiven Umständen wurde die Anwendung des Marxismus individualisiert und büßte an gesellschaftlicher Kraft ein. Die Intellektuellen suchten ihren eigenen Weg zu Marx, versäumten allerdings dabei, Schranken energisch entgegenzutreten, die den wahren Marxismus im gesamtgesellschaftlichen Raum verhinderten. In den 60er Jahren bildete sich eine Differenz zwischen dem marxistischen Denken der Intelligenz und dem offiziellen Marxismus der Staatsführung heraus. Dieser entscheidende Unterschied ist in den Vorwürfen der Nachwendezeit nicht berücksichtigt worden.

Nach dem Zusammenbruch der DDR zeigte sich die starke Prägung durch generationstypische Erfahrungen. Das Weltbild, das sich in über vierzig Jahren entwickelt hatte, konnte von den Intellektuellen nicht abgelegt werden. Vor diesem Hintergrund ist die Ratlosigkeit und Resignation der DDR-Intellektuellen nach der Wende zu verstehen. Für sie brach nicht nur ein politisches System zusammen. Ihr gesamtes Denken und ihre ganze Geschichts- und Weltvorstellung waren mit einmal ad absurdum geführt. Dabei hatte es eine Alternative für sie nie gegeben, da im sozialistischen Verständnis der Kapitalismus zur Vorgeschichte zählt und die Zukunft allein dem Sozialismus und kommendem Kommunismus gehört. Aus diesen Gründen greift der im Literaturstreit erhobene Vorwurf der verwerflichen „intellektuellen Moral“ oder der „Gesinnungsästhetik“ zu kurz.

Eric Hobsbawn meinte von den DDR-Schriftstellern der neunziger Jahre, sie seien nun „ohne Illusionen, aber nicht ohne Erinnerung an ihre Träume.“[207] Die geistige Situation der marxistisch orientierten Intelligenz nach der Niederlage von 1989/90 lässt sich abschließend mit den Worten Plenzdorfs charakterisieren, der auf die Frage, was bleibt, antwortete:

> „Geprägte Generationen. Jeder von uns trägt diese vierzig Jahre in sich. Wie sollte das wieder abzustreifen sein? Wie eine Schlangenhaut?“[208]

---

[207]Hobsbawn, Eric, Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, München/Wien 1995, S. 627.

[208]Plenzdorf, in: Was von den Träumen blieb, S. 127.

Literaturverzeichnis

Autobiografien, Tagebücher, Interviews, Essays, Reden etc.

Becker, Jurek, Warnung vor dem Schriftsteller. Drei Vorlesungen in Frankfurt, Frankfurt/M. 1990

Braun, Volker, Es genügt nicht die einfache Wahrheit. Notate, Leipzig 1979

de Bruyn, Günter, Vierzig Jahre. Ein Lebensbericht, 4. Aufl., Frankfurt/M. 2001

Harich, Wolfgang, Keine Schwierigkeiten mit der Wahrheit. Zur nationalkommunistischen Opposition 1956 in der DDR, Berlin 1993

Heiduczek, Werner, Im gewöhnlichen Stalinismus. Meine unerlaubten Texte, Tagebücher, Briefe, Essays, Leipzig u.a. 1991

Heym, Stefan, Nachruf, München 1998

Heym, Stefan, Stalin verlässt den Raum. Politische Publizistik, Leipzig 1990

Honecker, Erich, Bericht des Politbüros an die 11. Tagung des ZK der SED. Auszug, in: Agde (Hg.), Kahlschlag, S. 238-251

Janka, Walter, Schwierigkeiten mit der Wahrheit, Reinbek bei Hamburg 1989

Kant, Hermann, Abspann. Erinnerung an meine Gegenwart, Berlin 1994

Kirsch, Sarah, in: Labroisse, Gerd / Wallace, Ian (Hg.), DDR-Schriftsteller sprechen in der Zeit. Eine Dokumentation, Amsterdam/Atlanta 1991, S. 69-79

Kolbe, Uwe, Renegatentermine. 30 Versuche, die eigene Erfahrung zu behaupten, Frankfurt/M. 1998

Kunert, Günter, Diesseits des Erinnerns, München 1985

Kunert, Günter, Vor der Sintflut. Das Gedicht als Arche Noah, München/Wien 1985

Kunert, Günter, Warum schreiben. Notizen zur Literatur, Berlin/Weimar 1978

Loest, Erich, Durch die Erde ein Riß. Ein Lebenslauf, Leipzig 1990

Loest, Erich, Der vierte Zensor. Vom Entstehen und Sterben eines Romans in der DDR, Köln 1984

Mittenzwei, Werner, in: Grimm (Hg.), Was von den Träumen blieb, S. 191-210

Müller, Heiner, Gesammelte Irrtümer. Interviews und Gespräche, Frankfurt/M. 1986

Müller, Heiner, Gesammelte Irrtümer 2. Interviews und Gespräche, Frankfurt/M. 1990

Müller, Heiner, Gesammelte Irrtümer 3. Texte und Gespräche, Frankfurt/M. 1994

Müller, Heiner, Jenseits der Nation, Berlin 1991

Müller, Heiner, Krieg ohne Schlacht. Leben in zwei Diktaturen, Köln 1992

Plenzdorf, Ulrich, in: Grimm (Hg.), Was von den Träumen blieb, S. 111-128

Reimann, Brigitte, Ich bedaure nichts. Tagebücher 1955-1963, Berlin 2000

Reimann, Brigitte, Alles schmeckt nach Abschied. Tagebücher 1964-1970, Berlin 2001

Reimann, Brigitte / Wolf, Christa, Sei gegrüßt und lebe. Eine Freundschaft in Briefen 1964-1973, 2. Aufl., Berlin 1999

Schädlich, Hans Joachim, Zwischen Schauplatz und Elfenbeinturm, Göttingen 2000

Schlesinger, Klaus, in: Labroisse, Gerd / Wallace, Ian (Hg.), DDR-Schriftsteller sprechen in der Zeit. Eine Dokumentation, Amsterdam/Atlanta 1991, S. 39-49

Simon, Annette, Versuch, mir und anderen die ostdeutsche Moral zu erklären, 2. Aufl., Gießen 1996

Ulbricht, Walter, Zwischenrede, in: Kahlschlag, S. 252-254

Wischnewski, Klaus, Die zornigen jungen Männer von Babelsberg, in: Agde (Hg.), Kahlschlag, S. 355-371

Wolf, Christa, Auf dem Weg nach Tabou. Texte 1990-1994, München 1996

Wolf, Christa, Diskussionsbeitrag, in: Agde (Hg.), Kahlschlag, S. 255-265

Wolf, Christa, Erfahrungsmuster. Diskussion zu „Kindheitsmuster", in: Dies., Die Dimension des Autors. Essays und Aufsätze, Reden und Gespräche 1959-1989, 2. Aufl., Bd. 2, Berlin/Weimar 1989, S. 350-387

Wolf, Christa, Erinnerungsbericht, in: Agde (Hg.), Kahlschlag, S. 344-354

Wolf, Christa, Unerledigte Widersprüche. Gespräch mit Therese Hörnigk, in: Dies., Reden im Herbst, Berlin/Weimar 1991, S. 24-68

Wolf, Christa / Fühmann, Franz, Monsier - Wir finden uns wieder. Briefe 1968-1984, Berlin 1998

Zu Geschichte, Kultur und Politik der DDR, Literaturgeschichte und Sonstiges

Agde, Günter (Hg.), Kahlschlag. Das 11. Plenum des ZK der SED 1965. Studien und Dokumente, 2. Aufl., Berlin 2000

Agde, Günter, Eine Rekonstruktion, in: Ders. (Hg.), Kahlschlag, S. 181-194

Barck, Simone / Langermann, Martina / Lokatis, Siegfried, „Jedes Buch ein Abenteuer". Zensur-System und literarische Öffentlichkeit in der DDR bis Ende der sechziger Jahre, Berlin 1997

Bialas, Wolfgang, Vom unfreien Schweben zum freien Fall. Ostdeutsche Intellektuelle im gesellschaftlichen Umbruch, Frankfurt/M. 1996

Bourdieu, Pierre, Die Intellektuellen und die Macht, Hamburg 1991

Brettschneider, Werner, Zorn und Trauer. Aspekte deutscher Gegenwartsliteratur, Berlin 1981

Brettschneider, Werner, Zwischen literarischer Autonomie und Staatsdienst. Literatur in der DDR, Berlin 1990

Bude, Heinz, Die biographische Relevanz der Generation, in: Kohli, Martin / Syzdlik, Marc (Hg.), Generationen in Familie und Gesellschaft, Opladen 2000, S. 19-35

Bude, Heinz, Qualitative Generationsforschung, in: Flick, Uwe (Hg.), Qualitative Forschung, Reinbek bei Hamburg 2000, S. 187-194

Czechowski, Ingrid (Hg.), Das Vergängliche überlisten. Selbstbefragungen deutscher Autoren, Leipzig 1996

Deiritz, Karl / Krauss, Hannes (Hg.), Der deutsch-deutsche Literaturstreit oder „Freunde, es spricht sich schlecht mit gebundener Zunge". Analysen und Materialien, Hamburg/Zürich 1991

Dieckmann, Das wahre Leben im falschen. Geschichten von ostdeutscher Identität, Berlin 1998

Emmerich, Wolfgang, Für eine andere Wahrnehmung der DDR-Literatur, in: Goodbody, Axel / Tate, Denis (Hg.), Geist und Macht. Writers and the State in the GDR, Amsterdam/Atlanta 1992, S. 7-22

Emmerich, Wolfgang, Kleine Literaturgeschichte der DDR. Erweiterte Neuausg., Berlin 2000

Emmerich, Wolfgang, Orpheus in der DDR. Heiner Müllers Autorschaft, in: Grimm, Gunter E. (Hg.), Metarmorphosen des Dichters. Das Rollenverständnis deutscher Schriftsteller vom Barock bis zur Gegenwart, Frankfurt/M. 1992, S. 286-301

Engler, Wolfgang, Die Ostdeutschen. Kunde von einem verlorenen Land, Berlin 1999

Engler, Wolfgang, Strafgericht über die Moderne - Das 11. Plenum im historischen Rückblick, in: Agde (Hg.), Kahlschlag, S. 16-36

Grimm, Thomas (Hg.), Was von den Träumen blieb. Eine Bilanz der sozialistischen Utopie, Berlin 1993

Groth, Joachim Rüdiger, Partei, Staat und Literatur in der DDR, in: Rüther, Günther (Hg.), Kulturbetrieb und Literatur in der DDR, Köln 1987, S. 37-180

Groth, Joachim Rüdiger, Widersprüche. Literatur und Politik in der DDR 1949-1989, Frankfurt/M. 1996

Haase, Horst (Hg.), Geschichte der deutschen Literatur. Literatur der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin 1977

Hensing, Dieter, „Die Hoffnung lag im Weg wie eine Falle". Schriftsteller der DDR unterwegs zwischen Konsens und Widerspruch, Konstellationen und Beispiele von den fünfziger bis in die neunziger Jahre, Amsterdam 2000

Hillmann, Heinrich, Subjektivität in der Prosa, in: Schmitt, Hans-Jürgen (Hg.), Die Literatur der DDR, S. 385-434

Hobsbawn, Eric, Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, München/Wien 1995

Hörnigk, Frank, Die Literatur ist zuständig: Über das Verhältnis von Literatur und Politik in der DDR, in: Goodbody, Axel / Tate, Denis (Hg.), Geist und Macht. Writers and the State in the GDR, Amsterdam/Atlanta 1992, S. 23-34

Jäger, Manfred, Kultur und Politik in der DDR. 1945-1990, Köln 1994

Jäger, Manfred, Sozialliteraten. Funktion und Selbstverständnis der Schriftsteller in der DDR, Opladen 1975

Jäger, Wolfgang, Die Überwindung der Teilung, Stuttgart 1998

Kaiser, Monika, Machtwechsel von Ulbricht zu Honecker. Funktionsmechanismen der SED-Diktatur in Konfliktsituationen 1962 bis 1972, Berlin 1997

Köhler-Hausmann, Reinhild, Literaturbetrieb in der DDR. Schriftsteller und Literaturinstanzen, Stuttgart 1984

Land, Rainer / Possekel, Ralf, Namenlose Stimmen waren uns voraus. Politische Diskurse von Intellektuellen in der DDR, Bochum 1994

Lebsius, Rainer, Kritik als Beruf. Zur Soziologie der Intellektuellen, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 16 (1964), S. 75-91

Lehmann, Joachim, Die Rolle und Funktion der literarischen Intelligenz in der DDR. 5 Anmerkungen, in: Der Deutschunterricht 48, H.5, (1996), S. 59-67

Lüscher, Kurt, Generationsbeziehungen - Neue Zugänge zu einem alten Thema, in: Ders. / Schultheis, Franz (Hg.), Generationsbeziehungen in postmodernen Gesellschaften, Konstanz 1993, S. 17-47

Mählert, Ulrich, Kleine Geschichte der DDR, München 1998

Maier, Charles S., Das Verschwinden der DDR und der Untergang des Kommunismus, Frankfurt/M. 1999

Mannheim, Karl, Das Problem der Generation, in: Friedeburg, Ludwig von (Hg.), Jugend in der modernen Gesellschaft, 6. Aufl., Köln/Berlin 1969, S. 23-48

Mayer-Burger, Bernhard, Entwicklung und Funktion der Literaturpolitik in der DDR (1945-1978), München 1986

Meuschel, Sigrid, Legitimation und Parteiherrschaft in der DDR. Zum Paradox von Stabilität und Revolution in der Geschichte der DDR von 1945-1989, Frankfurt/M. 1992

Mittenzwei, Werner, Die Intellektuellen. Literatur und Politik in Ostdeutschland 1945-2000, Leipzig 2001

Mühler, Kurt / Wippler, Reinhard, Die Vorgeschichte der Wende in der DDR, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 45 (1993), S. 697-711

Münkler, Herfried, Mit dem Mythos bröselte der Staat. Antifaschismus als Integrationserzählung und Herrschaftsinstrument der SED, in: Berliner Zeitung vom 3.9.2002

Rüther, Günther, Die deutsche Literatur - ein Bindeglied der geteilten Nation, in: Ders. (Hg.), Kulturbetrieb und Literatur in der DDR, Köln 1987, S. 7-36

Rüther, Günther, „Greif zur Feder, Kumpel". Schriftsteller, Literatur und Politik in der DDR 1949-1990, Düsseldorf 1991

Rüther, Günter, Zwischen Anpassung und Kritik. Literatur im real-existierenden Sozialismus der DDR, Melle 1989

Said, Edward W., Götter, die keine sind, Berlin 1997

Schichtel, Alexandra, Zwischen Zwang und Freiwilligkeit. Das Phänomen Anpassung in der Prosaliteratur der DDR, Wiesbaden 1998

Schmitt, Hans-Jürgen (Hg.), Die Literatur der DDR, in: Grimmiger, Rolf (Hg.), Hansers Sozialgeschichte der Literatur, Bd. 11, München 1983

Schmitt, Hans-Jürgen, Von den „Mutmaßungen" zu den „Neuen Leiden". Zur Wirkungsgeschichte der DDR-Literatur, in: Ders. (Hg.), Die Literatur der DDR, S. 15-41

Schmitt, Hans-Jürgen, Literaturbetrieb als Staatsmonopol, in: Ders. (Hg.), Literatur der DDR, S. 45-77

Schubbe, Elimar, Dokumente zur Kunst-, Literatur- und Kulturpolitik der SED (1946-1970), Stuttgart 1972

Selbmann, Rolf, Dichterberuf. Zum Selbstverständnis des Schriftstellers von der Aufklärung bis zur Gegenwart, Darmstadt 1994

Weber, Hermann, Geschichte der DDR, München 1989

Wichner, Heinz / Wiesner, Herbert, „Literaturentwicklungsprozesse". Die Zensur der Literatur in der DDR, Frankfurt/M. 1993

Wittstock, Uwe, Die Dichter und ihre Stellvertreter, in: Süddeutsche Zeitung vom 13./14.10.1990

Wittstock, Uwe, Von der Stalinallee zum Prenzlauer Berg. Wege der DDR-Literatur 1949-1989, München 1989

Wolle, Stefan, Die heile Welt der Diktatur. Alltag und Herrschaft in der DDR 1971-1989, Berlin 1998

Wolle, Stefan, Der Traum vom demokratischen Sozialismus. Tod, Verklärung und Auferstehung einer gescheiterten Idee, in: Poppe, Ulrike / Eckert, Rainer / Kowalczuk, Ilko-Sascha, Zwischen Selbstbehauptung und Anpassung. Formen des Widerstands und der Opposition in der DDR, Berlin 1995, S. 116-124

Zimmermann, Hans Dieter, Literaturbetrieb Ost/West. Die Spaltung der deutschen Literatur von 1948-1998, Köln 2000

Zimmermann, Hans Dieter, Der Wahnsinn des Jahrhunderts. Die Verantwortung der Schriftsteller in der Politik, Stuttgart u.a. 1992

Zwahr, Hartmut, Umbruch durch Ausbruch und Aufbruch, in: Kaelble, Hartmut / Kocka, Jürgen / Ders. (Hg.), Sozialgeschichte der DDR, Stuttgart 1994, S. 426-468